

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0971

Aktenzeichen

6/31

Titel

Gedenktage - Material zum 200. Geburtstag von J. E. Gossner

Band

Laufzeit 1973 - 1974

Enthält

v.a. Festvortrag von Dorothee Sölle aus Anlass des 200. Geburtstages mit entsprechenden Presseberichten zum Vortrag

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Festvortrag von Frau Dorothee Sölle, Köln, aus
Anlass des 200. Geburtstages von Johann Evangelista Goßner
am 16. Dezember 1973, im Haus der Kirche in Berlin

Liebe Freunde,

als Johannes Goßner, den es um 1824 nach Leipzig verschlagen hatte, dort mit 15/20 Personen abendlich Hausgottesdienst abhielt, informierten die Nachbarn die Polizei, dass in der Wohnung dieses Mannes, der aus Russland verbannt war, all-abendlich Leute zusammenkämen. Die Polizei stand auf der Strasse und wartete bis die Leute ihre frommen Lieder zu Ende gesungen hatten und als sie dann ahnungslos herauskamen, wurden ihre Namen aufgeschrieben und der Rädelshörer, Goßner, wurde gründlich verhört. Auf die Frage welcher Konfession er sei, gab er zur Antwort; er sei ein Christ. Die Polizei war damit nicht einverstanden. Das sei nicht genug, ob katholisch, lutherisch usw. Gossner bemerkte dazu, nun wisse er doch von Amtswegen, dass es mittler in der Christenheit nicht genug sei, ein Christ zu sein.

Nun, meine Damen und Herren, an diesem Tatbeständen und Erfahrungen, an diesem Skandal hat sich bis heute nichts geändert. Im Dezember 1967 wollte in Köln ein kleiner Kreis im Anschluss an einen Sonntags-Gottesdienst, ein Gespräch über Vietnam führen. Das Generalvikariat verbot dort das Verweilen im Kirchenraum und einer der Eingeladenen informierte vorsorglich den Verfassungsschutz. Die Versammlung fand dann, bei klirrender Kälte, draussen auf dem Kirchplatz statt.

Ich denke, wir können den Mann, zu dessen Gedenken wir hier versammelt sind, am besten so ehren, dass wir seine Erfahrungen weiter denken und sie mit unseren eigenen Erfahrungen vermitteln. Dieser Weg legt sich mir auch aus ganz persönlichen Gründen besonders nahe, weil ich in eine ähnliche Geschichte wie die Goßners, nämlich die Ablösung aus einer Konfession und das Suchen einer Neuen verstrickt bin.

Mein Vortrag hat drei Teile, den ersten nenne ich "Verwurzelung und Auszug", den zweiten "die Ökumene von oben", den dritten, "Die dritte Konfession" - Vision und Realität.

I. Das Problem der dritten Konfession über Protestantismus und Katholizismus, kann nur der verstehen, der ein Stück Verwurzelung in der ihm überkommenden Konfession hat, der also bestimmte Heimatgefühle besitzt, die ihn mit dem Herkommen, den Bräuchen, den spezifischen Gewohnheiten und Vorurteilen seiner Kirche verbindet.

Die Trennung der Konfession wird hier bei uns normalerweise als selbstverständlich angesehen, der darin liegende Skandal oder die Unsinnigkeit wird von vielen Menschen kaum mehr empfunden. Im Gegenteil: An Abgrenzungssucht und verborgener oder auch offener Aggressivität stehen sich beide Konfessionen kaum nach. Ich nenne nur ein Vorurteil in meiner protestantischen Konfession, dass man z. B. in meiner Familie hören konnte, über einen Menschen: Er ist katholisch, aber wirklich intelligent.

Und dieses "Aber" sagt alles. Das ist durchaus üblich; ein ganz selbstverständliches, ganz normales Vorurteil. Auch dann wenn solche Vormeinungen im Kopf aufgehoben sind, bleiben doch die Heimtagefühle an der eigenen Konfession hängen, die Bewertungen bleiben, und zwar meistens an Gewohnheiten oder an qualitativ nicht ausgewiesenen Dingen. Die Konfessions-trennung ist heute wesentlich dadurch bestimmt, dass das Un-wesentliche wesentlich genommen wird. Man orientiert sich dann mit Vorliebe an den Schwächsten Stellen der anderen Konfession. Man sucht sie an ihren miesesten Punkten auf und beurteilt sie dann von da. Zum Beispiel verwechseln Protrstanten fast durchgängig Katholizismus und Amtskirche. Sie haben keinerlei Erfahrungen mit der Realität des Katholizismus und gehen daher von einem Vorverständnis aus, dass Amtskirche und katholizismus in eins setzt. Sie müssen erst in einem langsamem Lernprozess erfahren, dass dies in wirklichkeit nicht mehr das gleiche ist.

Jeder Auszug aus der eigenen Konfession, ihren Gewohnheiten und Vorurteilen ist von Ängsten begleitet. Es entsteht dann häufig ein zwiespältiger Zustand, gerade bei engagierten Katholiken ist das der Fall. Einerseits ist man dem System entwachsen, man umgeht einen grossen Teil der amtskirchlichen Vorschriften, man lebt in ganz anderen kategorien. Man feiert das Abendmahl ohne Absegnung von Hierarchie ausserhalb der konfessionellen Grenzen, andererseits bemüht man sich vielfach, fast verkrampft, um ein Darinsein oder Da inbleiben.

Ähnliche Erfahrungen hat auch der katholische Priester Goßner in Dirlewang gemacht. Er hat dort Kreise erweckt, die dann noch lange Zeit in der römischen Kirche existierten, einigermaßen unbehelligt von oben und selber gleichgültig geworden gegen die abgestreiften Sitten und Gebüsäuche ihrer eigenen Kirche.

Aber für diese Christen - und das trifft nun wieder für beide Konfessionen zu - entsteht aus diesem gewissen Zwiespalt des "draussenseins" und "drinnenseins", eine Hoffnung auf Reformen, die sie lange Zeit in diesem Zustand aushalten lässt

Diese Hoffnung ist meiner Meinung nach häufig überdional und illusionistisch geworden. Es ist z.B. einsichtlich zu lesen, dass schon für Goßner und seine Freunde, die Zölibat werde demnächst abgeschafft - also in den frühen Jahren des vorigen Jahrhunderts! - in ihren Gesprächen herumgeisterte. nun, sicher hat Goßner auch eine Zeit lang Anteil an dieser Hoffnung auf Reformen gehabt, aber er war doch viel zu Radikal um sich von dieser illusionistischen Speise zu ernähren. Als sein Freund, der Kaplan Lindell, ihm erklärte, dass er mit Zustimmung nach dem Willen Gottes das Zölibat abschüttete und mit seiner Braut den Treuebund der Ehe geschlossen habe, gibt ihm Goßner mit der Bemerkung, wenn Gott sie zusammengeführt hätte, so hätte er nichts dagegen, den Segen. Der Biograph Goßners, das erwähne ich nur nebenbei, der durchgehend den Standpunkt der protestantischen Amtskirche vertritt, beurteilt dieses Verhalten als unbesonnen.

Das Genehmigungsdenken, das sich hier ausspricht, ist sicher im Protestantismus tiefer, weil verinnerlichter verwurzelt als im Katholizismus. Ich erinnere mich z. B. an eine Gegebenheit in unserer Gruppe, dem politischen Nachtgebet, dass wir auf den Gedanken kamen, gemeinsam Abendmahl zu feiern, und ich spontan unsere Katholiken fragte: "Ja, dürft ihr das denn?" und sie lachten mich aus wegen der Rückständigkeit meiner Frage, die selbst noch im Legitimationsdenken verhaftet war, in diesem ängstlichen nach-oben-fragen. Dieser Abbau des Genehmigungsdenkens ist ein Schritt in den Befreiungsprozess aus der Konfessionalität. Wir müssen alle daran arbeiten, dieses Genehmigungsdenken aufzuheben. Das ist natürlich ein weiter Weg. Ich befürchte nur, die sich ins Unendliche verlagernden Hoffnungen auf Reform machen Menschen krank, und dies nicht nur im Protestantismus, als auch im Katholizismus.

Die zähe Verteidigung der Volkskirche ist solch eine falsche reformistische Hoffnung von Menschen, die diesen Auszug aus der eigenen und das gehen in eine neue Konfession geistig noch nicht vollzogen haben. Ich spreche jetzt nicht über den institutionellen Vollzug des Übertritts, zu dem schon Goßner ausschließlich aus pragmatischen Überlegungen kam, nicht etwa durch die Einbildung, das Evangelium sei im protestantismus Reiner bewahrt als Katholizismus. Er hat seinen eigenen Übertritt, den er nicht gern mit diesem Worten beschrieb, weil ihn das an Übertreter also eine Art von Verräter - erinnerte, rein pragmatisch gerechtfertigt und begründet. Er hatte schon sehr früh Erfahrungen gemacht, von denen ich also auch sehr viel erzählen könnte: Von einer Gesellschaft von Christen, die vergessen zu haben scheinen, dass sie verschiedene Kirchen angehörten.

Es ist eine Erfahrung, die wir sehr lange Zeit gemacht haben, dass wir von bestimmten Leuten aus unserer Gruppe, nicht wüteten, welcher Konfession sie angehörten oder ob sie ausgetreten waren. Der Biograph Goßners kann sich darüber nur wundern, dass man das Trennende so völlig übersehen kann, er nennt das harmlos und naiv. Und das ist es im gewissen Sinne auch. Goßner redete einem Freund, als er den Wunsch hatte zum Protestantismus überzutreten, diesen mit den Worten aus: "Bleib wo Du bist, der lutherische Teufel ist ebenso schwarz wie der katholische." Der Exodus aus bestehender Konfessionalität, hat dann, wenn er vollzogen wird, und das kann man auch an Goßners Erlebnissen nachweisen, häufig etwas von einer fast spielerischen Befreiung. Die neue Verständigung untereinander in wirklich ökumenischen Gruppen knüpft nicht nur an den Schwächen der anderen Konfession an, sondern als ihre Stärke. Ein Beispiel: In unserer Gruppe kam es vor, dass bei bestimmten komplizierten Aufträgen oder Verhandlungen mit Behörden jemand sagte: "das ist zu schwierig für einen Protestant. Die haben doch keine Fantasie und fallen immer so mit der Tür ins Haus; da muß ein Katholik hin." Es geht also um eine spielerische Überwindung von Gegensätzen, die in einer gemeinsamen Arbeit aufgehoben werden.

Die Angst vor dem Verlust von Heimat verwandelt sich in die Lust des Grenzenüberschreitens.

Man muß sich klar sein, dass in solchen Prozessen natürlich Rückfälle immer wieder vorkommen. Da fragte eine gut katholische Freundin von uns, nach einem gemeinsamen Gottesdienst ob sie dann noch in die Messe müßte. Wir empfanden es als einen sehr starken Rückfall, solch eine Frage zu stellen. Gleichzeitig kann man auch beobachten, wie die Selbstverständlichkeit wächst, sodass man den normalen Konfessionalismus gar nicht mehr verstehen kann. Noch ein Beispiel dafür: Als baskische Priester mit einem Todesurteil bedroht waren, waren wir mit Heinrich Böll und einigen anderen Spaniern in den Dom gegangen, dort hatten wir Gebete vorgelesen und uns dann mit den Spaniern dort einschließen lassen. Es gab eine lange Verhandlung mit der Behörde und einem Weihbischof. Am anderen Tag mußte ich eine Rede halten und sagte dann, wir seien in den Dom gegangen; es ist schließlich unsere Kirche, sie gehöre ja doch nicht dem Generalvikariat oder dem Bischof. Dann kam hinterher eine Frau zu mir und sagte: "Ja, das versteh ich gar nicht, Sie sind doch evangelisch. Wie können Sie dann sagen, der Dom sei unsere Kirche?" Es war mir tatsächlich gar nicht aufgefallen, dass jemand auf den Gedanken kommen könnte, dass als Evangelischer so etwas nicht sagen könnte.

Was ich damit beschreiben möchte, ist die Entstehung von gelebter und noch nicht institutionalisierter Konfessionen - dritter Konfessionen -, und diese können wir an sehr vielen Stellen heute beobachten.

Ich möchte noch einige Beispiele dieser Art anführen. Sie können sicher alle aus ihren eigenen Erfahrungen Zeugnisse dafür geben, wo dritte Konfession - also Überwindung von Konfessionsgrenzen - entsteht. Ich habe z. B. in New York in einer Jesuiten-Kommune gewohnt. Dort war am Freitagabend ein gemeinsamer Gottesdienst, der aus einem Rundgespräch über die Ereignisse der Woche bestand, einem Gebet, einem gemeinsamen Schweigen, einer Art Abendmahl - ohne dass das den Formeln oder der Transsubstanzionslehre angepaßt gewesen wäre - und gemeinsamen Essen. Ähnliches kann man auch von den Shalom-Gruppen in Holland erzählen. Auch dort entstehen Aktionen und selbstverständlich Gemeinschaften, die nicht mehr auf ein Legitimationsdenken angewiesen sind. Der Kreis um die Brüder Bergen wäre auch ein interessantes Beispiel für diese entstehende neue Ökumene von unten. Diese Gruppen konzentrieren sich nicht darauf, was ihnen gemeinsam ist, oder was sie trennt. Das ist eine Frage, die immer unwichtiger wird. Das ist eine bloß konfessionalistische Fragestellung, Die eigentliche Frage, die diese Frage bewegt, ist viel tiefer ange setzt. Sie heißt: "Wie können wir Christförmiger werden, oder wie können wir Christus klarer weniger zweideutig, weniger klerikal verhüllt oder zerstört - in unserem Leben bezeugen? Wie können wir das neue Sein leben?"

II. Ökumene von Oben. Eines der Haupthindernisse auf dem Weg zu einer neuen Konfession, in der eine andere Gemeinschaft erlebt wird, ist dieses theologische und verwaltungsmäßige Zusammenspiel kirchlicher Herrschaft. Auch da kann man sehr schön an Goßners Erfahrungen anknüpfen. Er wollte das Evangelium aller Kreaturen, sie sei katholisch oder lutherisch, predigen.

Er mußte aber, als er zum protestantismus übertrat, eine Prüfung über sich ergehen lassen. Er schildert das in einem Brief, aus dem ich wenigstens ein kleines Stück zitieren möchte: "Ach, welche Tag ... Ihr möchtest sie wieder erleben, es sei denn, der Herr wolle es. Was möchte man ihm zuliebe nicht alles tun; durch die Hölle gehen wäre ja nicht zu viel. Verließ er doch für uns den Himmel, warum sollten wir nicht vor dem Konsistorium stehen und uns zurufen lassen, ob wir Buchstabieren können das ABC der Welt. Ach, wenn Sie doch das arme Schülerlein gesehen hätten, (Immerhin ein 54-jähriger Mann mit internationalen Beziehungen und Erfahrungen), wie es dasaß vor den hohen Geistern und nichts wußte als ah, ah, ah. Sie hätten ein Vaterunser für mich gebetet. Aber nun ist's vorbei. Nun danken sie mir, ich bin nun konsistorialiter erklärt, dass ich predigen darf und kann, und nun habe ich den Schlüssel zu den lutherisch-evangelischen Kanzeln gefunden. Und den zu den katholischen haben sie mit genommen. Ich hätte lieber beide gehabt, aber das dulden die Menschen nicht." Goßner, der einen sehr klaren Realitäts-Sinn besaß, erkannte, dass die strukturelle Ähnlichkeit der Kirchen viel wichtiger ist als ihre dogmatischen Verschiedenheiten. Nicht Christus stellt die Einheit dieser Ökumene dar, sondern dieselbe Struktur von Herrschaft, Ordnungssinn und Bürokratie. Deswegen fand Goßner keinen bemerkenswerten Unterschied zwischen der konsistorialen Leitung der Kirche und der Bischoflichen. In beiden Lagern ein Bürokratismus, der sich nicht im Dienste des Herrn weiß. Es ist unverkennbar in den späteren Äußerungen Gossners immer wieder die gewisse Gereiztheit eines langjährigen Predigers etwa über die ahnungslosen, taktlosen, klerikalen Herrschaftsallüren kaum verhüllenden Fragen seiner neuen Herrn in Berlin, die ihm etwa zum Schreiben einer lateinischen Prüfungsarbeit und zum Ablegen von Prüfungen zwingen. Auch darin hat sich bis heute außerordentlich wenig geändert,

Goßner wurde z. B. gefragt

ob er das unverfälschte lautere Evangelium predigen wolle und sagte klar darauf: "Dreißig Jahre habe ich das doch getan, warum jetzt nicht mehr?" Während also seine Frager offenbar unterstellten, dass er innerhalb des katholizismus dies nie getan haben könne. Nun, auch dafür könnte ich eine Reihe von Beispielen aus den Erfahrungen, die mein Mann mit der Rheinischen Kirchenleitung gemacht hat, die in ganz ähnlichem Geiste abgelaufen sind, erzählen. Eine der glücklichsten Erfahrungen Goßners war die Zeit in Petersburg, als er sah, wie um sich herum eine Gemeinde entstand, deren Mitglieder äußerlich drei verschiedenen Kirchen, also der Russisch-orthodoxen, der katholischen und der evangelischen und die auch in diesen Kirchen blieben, dabei aber geflissenlicht die Trennungspunkte übersahen, weil sie eben nicht mehr wichtig für sie waren. Wo lebendige Konfession entsteht, da verschwindet das Interesse an diesen Trennungspunkten ganz von selber. Es nimmt aber kein Wunder, dass dann die Konflikte mit den Kirchenleitungen nicht abreissen. Das ist für Goßner sehr charakteristisch. der lange Umgang mit Menschen in einem institutionalisierten nicht abgesicherten und auch nicht ritualisierten Rahmen entfernt ihn von allem Erlaubnis-denken gründlich.

Einmal hat er Missionare, die nach Ost-Indien gingen, eingesegnet, und wurde gefragt, in wessen Auftrag er das denn eigentlich getan habe. Er sagte, in seinem eigenen. Das war nicht gerade eine sehr fromme Antwort, die man ja auch hätte erwarten können, und dann fragt er selbst, ob das Konsistorium es wirklich für etwas Böses halte, Missionare öffentlich vor der christlichen Gemeinde einzusegnen.

Das Bewusstsein einer Trennung ist immer dort stärker wo Theologie und Verwaltung lebendige Frömmigkeit ersetzen. Auf dem Kirchentag in Düsseldorf in diesem Jahr, haben katholische und evangelische Christen gemeinsam das Abendmahl genommen und hatten kaum das Bewusstsein etwas besonders zu tun. Die katholischen Bischöfe in Nord-Rhein-Westfalen. erklärten dazu am 10. 6. 73: "Aus vielfach gegebenem Anlass werden Priester und Gläubige erneut darauf hingewiesen, dass das Kreuzesopfer Jesu Christi vergegenwärtigt ist, wo ein geweihter Priester die Eucharistiefeier in gültiger Weise vollzieht. Daraus ergibt sich der fundamentale Unterschied zwischen der heiligen Messe und dem evangelischen Abendmahl." Nun, man muß natürlich fragen, für wen ist dieser Unterschied eigentlich fundamental? Wer zerbricht sich den Kopf über die Leuenberger Konkordie und hält sich für ein wesentliches Ereignis? Wer hat ein Interesse an einem konfessionell gegebenen Religionsunterricht? Sicher nicht die Schüler, sicher nicht die Gemeinden, sicher nicht die Basis. Das Bewusstsein der Trennung, also das konfessionalistische Bewusstsein ist sehr exakt abgestuft. Es ist überprofiliert bei den Kirchenleitungen. Es ist deutlich erkennbar bei Theologen. Es ist relevant bei den Gliedern der Volkskirchen, die die kirchlichen Dienstleistungen gelegentlich nutzen, aber im Grunde am Rand stehen. Es ist immer weniger wichtig bei den Gemeind n. In diesem Abstufungssystem haben die Theologen die Funktionen und die Unterschiede zu rechtfertigen und sie als wichtig hinzustellen. Dabei entsteht eine gewisse Über-Theologisierung die ein Interesse daran hat, gewisse Konfessionsgrenzen zu erhalten, weil ja die Funktionäre dieser Konfessionsgrenzen sozusagen selber überflüssig würden, wenn die Konfessionsgrenzen wegfielen. Diese Frage der Unterscheidung und Unterscheidbarkeit ist also mehr eine Frage der Profies als eine Frage der Menschen, die miteinander glauben, Glauben lernen und im Glauben handeln. Ich meine, man sollte daraus die Konsequenzen ziehen, dass es sinnlos ist, sich an solche Strukturen weiter abzuarbeiten, also immer aufs neue um Erlaubnis für Selbstverständlichkeiten zu ersuchen, immer wieder aufs neue an absolut irrelevant gewordenen Formeln herumzudenken oder Probleme durchzudeklinieren, die uns nur noch historisch interessieren können.

Die Gefährlichkeit eines Zusammenspiels der "Ökumene von oben", hat sich gerade in der letzten Zeit erwiesen, als beide Kirchen (worunter man übrigens in unserer Presse, prinzipiell die Amtskirchen versteht) gemeinsam eine Erklärung zu § 218 herausgaben, die nun weit hinter das, was in zahlreichen Gremien erarbeitet worden ist, zurückfällt .. Das der Rat der EKD, dessen einzelne Mitglieder vielleicht in anderen Gremien bereits sehr viel humanere Vorstellungen artikuliert hatten, sich nun auf das Niveau des Amtskatholizismus herunterdrücken ließen in ihrer Erklärung, ist ein sehr interessanter Fall für das Funktionieren der "Ökumene von oben". Es handelt sich eigentlich um einen glatten Fall ökumenischer Erpressung, in der man protestantischerseits das Gewissen zu Gunsten der funktionierenden Einheit von oben geopfert hat. Ich persönlich neige dazu, das inhaltliche Problem für diese schöne Harmonie der Kirchen dann noch eher in einer allgemeinen politischen Hinsicht für wichtig anzusehen, also nicht so sehr diese Harmonie in der speziellen Frage zu sehen, sondern mich zu fragen, ob dies hier nicht ein Fall ist, in dem es den Kirchen als eine Agentur des Kapitals sehr gelegen ist, an einem beliebigen, aber emotional sehr hoch besetzten Thema den Klassenkampf von oben zu proben und sich dann nach gewissen wenigen Abweichungen, die einige unternommen haben, wieder auf die richtige Seite zu stellen. Die "Ökumene von oben" erreicht die Absprache der Herrschenden untereinander. Aber darüber hinaus kann sie nichts leisten.

Was an dritter Konfession heute real da ist, das ist unter Protest oder in selbstverständlicher Entwicklung neuer Formen des Glaubens und Handelns gefunden worden. Neue Ziele und neue Interessen standen am Beginn der Gruppen, die sich nicht mehr in den bestehenden Kirchen formuliert fanden.

III. Neue Ziele und Interessen hängen mit der Vision und der Realität der dritten Konfession zusammen, d. h. sie hängen vor allem zusammen mit einer neuen veränderten Frömmigkeit. Sie ist, meiner Meinung nach, die Grundlage der entstehenden dritten Konfession. Ich versuche zunächst, die Realität der Erfahrungen etwas zu reflektieren. Ein wichtiges Merkmal für die entstehende neue Konfession ist, dass sie in Gruppen entsteht. Gemeinsamkeit ist also ein wesentliches Merkmal. Es geht nicht um individualistische Erweckung von einzeln en. Gerade weil die dritte Konfession, im Kampf gegen falsche kirchliche Praxis entsteht, gerade darum muß sie das Merkmal von Gruppen haben. Ich denke etwa an die vielen Gruppen, die sich gegen das skandalöse, jahrelange Verschweigen von Vietnam in den Kirchen gewandt haben, oder später gegen das hartherzige, neutralistische Darüberhinen. Gerade solche Gruppen haben Erfahrungen gemacht. Sie sind entstanden durch die erste und die zweite Konfession, und haben dann praktisch erfahren, was diese Konfessionen leisten. Darum ist auch das Überschreiten älterer konfessioneller Grenzen eine Art Gruppenvollzug.

Wir hörten etwa in unserer Gruppe immer mehr auf, Zwangsgrenzen wie etwa die zwischen den Konfessionen oder die zwischen Theologen und sogenannten Laien oder die zwischen den Begabungen wie Hand- und Kopfarbeit - so überaus ernst zu nehmen. Ritualisierung liegt ja überall dort vor, wo Lachen und Denken verboten ist. In sehr vielen Gottesdiensten der bestehenden Konfessionen ist Lachen und Denken, die beide sehr eng zusammenhängen, verboten. Als bei uns, im politischen Nachtgebet zum ersten Mal laut und schallend gelacht wurde, was sicher die Steine dieser mittelalterlichen Kirche auch noch nicht gehört hatten, da war dies für uns eine große Erfahrung der Befreiung, die auch unsere neue Beziehung zum Gottesdienst ausdrückte. Neue Gesten des Umgangs miteinander, neues Spielen gehören auch in dieses Verlassen bestehender Rituale hinein. Ein weiteres Merkmal ist eine neue Art der Enttheologisierung oder vielleicht besser gesagt, ein Abbau von theologischer Fremdbesetzung, wie es sich auch in der maßlosen Überschätzung etwa philologisch-theologischer Bildung ausdrückt. Auch dies ist ein Zug, den man schon bei Goßner findet. Theologisch akademische Fragen, die nur für die Institutionsträger selber an Bedeutung sind, interessieren ihn nicht. Man kann in der Anlage seiner Kritik oder seiner Abwehr gegen solches Denken auch die Erkenntnis entdecken, dass Theologie ja immer auch Herrschaftswissen gewesen ist, mit der Absicht den Theologen von der Masse des Volkes zu unterscheiden. Wenn man etwa die heutige akademisch theologische Diskussion beobachtet, mit ihrem ungenauem intellektuellen Aufwand der betrieben wird, etwa um den Wissenschaftscharakter der Theologie nachzuweisen, so wird es sehr wahrscheinlich, dass aus diesem Akademismus nichts an Grenzüberschreitungen bestehender kirchlicher Strukturen zu erwarten ist. Jede Art von Praxisbezug ist unter dem Niveau dieser Art von Herrschaftswissen. Die produktive Spannung, die alle grosse Theologie zur Frömmigkeit gehabt hat, ich denke z. P. an die Theologie Rudolf Bultmanns, die aus dieser grossen Spannung heraus überhaupt nur verständlich ist, ist heute weithin im akademischen Rahmen verschwunden.

Damit komme ich nun zu dem wesentlichen Merkmal, nämlich einer neuen Art von Frömmigkeit, das die neue Konfession bestimmt. Es ist natürlich nicht ganz einfach, darüber etwas zu sagen, weil man das nicht nur in der Methode des Beschreibens machen kann. Ich muß zugleich versuchen, ein Stück unserer Vision darzustellen. Das wichtigste Merkmal gegenüber früherer Frömmigkeit ist eine andere Beziehung zur Welt. Wir können den Glauben nicht mehr aussprechen, indem wir von der Wirklichkeit absehen und indem wir ein insich klapperndes, in sich richtiges System der Glaubensformeln etwa wiederholen. Wir können Golgatha nicht verstehen, wenn wir nicht wissen, was im Stadion von Santiago de Chile geschieht. Die Zerstörung etwa der politischen Hoffnungen die Chile für uns bedeutete, ist auch eine Niederlage des Glaubens. Vielleicht kann man den Glauben, wie er dort in der dritten Konfession artikuliert wird, so verstehen, dass er fähig wird, Niederlagen zu erfahren. Er kennt so etwas wie Gethsemane, und das nicht nur solche Erfahrungen mit einem Ostersonntagsbewusstsein sorivelliert längst hinter sich gelassen hat.

Mit Christus verbunden sein, bedeutet für uns nicht an Zielen angekommen zu sein, oder sozusagen die Früchte seiner Anstrengungen zugeben, sondern es bedeutet seinen Weg zu gehen. Dann haben aber alle Leiden oder alle Freuden dieser Welt eine leibliche, materiell erfahrene Bedeutug. Der Glaube ist dann nicht mehr ein Instrument, um die Wichtigkeit der Welt herunterzuspielen oder auch auf höheres zu besinnen, er ist eher die Vision einer Welt, in der alle Menschen werden können. Daher stärkt der Glaube unsere Fähigkeiten die Welt wahrzunehmen, er sensibilisiert uns, unsere Wahrnehmungsfähigkeit für die Schmerzen anderer wird größer. Glauben lernen bedeutet, in einen Prozess zu kommen, in dem man sich mehr und mehr reibt und verwundbar wird. Wie Christus sich schutzlos gemacht hat und zerstörbar, so führt auch unser Weg immer mehr dazu, alle Privilegien, die wir z. B. als Weiße oder als Mittelklasse haben, aufzugeben, also schutzloser zu werden und uns schutzloser in einen Weltbezug hineinzugeben.

Zur neuen Frömmigkeit gehört ja, dies übrigens wie zur alten, die Radikalität des Lebens. Dass das Wort "Radikaler" bei uns in der BRD so ein Schimpfwort geworden ist, zeigt auch, wie weit wir von jedem Verständnis von Frömmigkeit abgekommen sind. Ein Radikaler war ganz bestimmt auch Johannes Goßner. Ungeteilt sein, die ganze Hingabe leben, sich nicht zerstückeln lassen in dies und das, niemals aus der Radikalität der Liebe herausfallen, sie nicht relativieren zugunsten anderer Einsichten (wie Ordnung oder glattes Funktionieren) eines sein und eines wollen: das ist die Radikalität des Glaubens- Unsere Vision gewinnt ja ihre Kraft nicht aus der Stärke einer eigens zu entwickelnden Theorie der Weltveränderung. Wir partizipieren an den Theorien anderer, im wesentlichen an den Theorien der Sozialisten. Aber durch die Kraft der Hingabe, die uns trägt und die wir tragen, dadurch lebt diese Sache; und ich meine Goßner so zu verstehen wenn er "Christus in uns" sagt.

In dieser neuen Vision steckt auch ein Glaube an den Menschen, und zwar ein Glaube, der gerade im Protestantismus gründlich und substanzial zerstört worden ist. Es ist ja für die Großkirchen im Gegensatz etwa zu den Sekten, immer bezeichnend gewesen, wie sehr sie die Ängste und die falschen Schuldgefühle förderten. Das säkulare Gegenbild dieser religiösen Erziehung ist heute die spätkapitalistische Ohnmachtserfahrung gekoppelt mit einer fatalistischen Hoffnung auf ein privates Arrangement mit dem Schicksal. Wenn ich das etwas bildhaft sagen darf: Man hat den Eindruck, viele Leute beten immerzu: "Mit unserer Macht ist nichts getan, aber vielleicht kann ich im Lotto gewinnen." Das ist ungefähr die Geisteshaltung, die von dieser säkularisierten Frömmigkeit noch übrig geblieben ist: Fatalismus dem wirklichen Schicksal gegenüber, religiös verklärt durch diese merkwürdige Vermischung von Sündenverständnis und Ohnmachtserfahrung, und dies dann gekoppelt mit spätkapitalistischen Wünschen.

Unsere neue Vision vom Menschen ist vielleicht der Jesu näher als der Luthers; etwa die Vision Jesu in den Sätzen: "Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen, und den Armen wird das Evangelium gesagt." Es heißt also nicht: wir sind und bleiben hier auf der Erde blind und taub - auch wenn man das noch so oft hören kann - sondern Jesus sagt: "Blinde sehen, Taube hören." so etwas passiert, das ist Realität, und das kann nicht auf irgendwann abgeschoben werden. Christus spricht vom reichen Menschen, reich an Möglichkeiten, an menschlichen Beziehungen, an Austrahlungen, an Fähigkeit Wunder zu tun. Der Mensch, der immer immer freier wird, immer furchtloser, immer offener, wird in eine doppelte Bewegung gerissen. Er wird sich politisch radikalisieren und zugleich immer frömmter werden. Beides ist in unserer Vision ein Prozess. Wir werden die theologische Verstümmelung überwinden, die darin besteht, wir könnten nur als Ohnmächtige, als Unterdrückte überhaupt ein Gesicht haben. Ernesto Cardenal, ein katholischer Priester und Revolutionär schreibt in seinem "Nationallied für Nikaragua": Es gibt so viel Mais zu pflanzen, so viele Kinder zu unterrichten, so viele Kranke zu heilen, so viel Liebe zu verwirklichen, so viel Gesang. Ich singe ein Land, das bald geboren wird, der See an einigen Stellen blau, an anderen silber und gold; am Himmel fliegen Reiher. Kommunismus oder Reich Gottes auf Erden - das ist das gleiche. Die Tanks in Traktoren verwandelt, die Polizeiwagen in Schulbusse. Und die Maschine wird der beste Freund des Menschen. Und ich träume von dem Tag, an dem es keine Reichen mehr gibt. Jetzt aber lässt uns diese Worte an die Wände schreiben. Das Leben ist subversiv, oder: die Liebe ist der Agitator." Sicher gehört Ernesto Cardenal zu dieser überall entstehenden dritten Konfession. Er spricht von der neuen Einheit von Sozialismus und christlichem Glauben, die sich in Lateinamerika bildet. Damit komme ich zu den Folgen der neuen Frömmigkeit. Ich möchte sie mit den Stichworten andeuten: Demokratie und Sozialismus. Niemand könnte den Glauben leben, wenn wir gezwungen wären, beide Werte aufzugeben. Die konservative Vorstellung von einem Glauben im politikfreien Raum ist für uns nicht mehr vollziehbar. Sehlimmer noch: Wir können diese Vorstellung nur als eine verschleierte politische Parteinahme für das Bestehende, also für den Zustand, dem weder Sozialismus noch Demokratismus verwirklicht sind, ansehen. Die Demokratisierungsforderung der dritten Konfession hat sich ja zunächst an den Kirchen orientiert. Zahllose Konflikte mit der Hierarchie, zahllose Erfahrungen hierarchischer Arroganz, Übergehen der Basis, Benutzung des theologischen Herrschaftswissens zur Einschüchterung von Menschen haben Menschen, die unter diesem Zustand litten, auf den Weg, auch die Suche nach neuen Formen gebracht.

Ein konkreter Ausdruck der dritten Konfession ist z. B. in der Fülle neuer Gebete, Glaubensbekennnisse und Lieder zu sehen. Selbst für die schwächsten und undeutlichsten dieser Texte gilt, dass sie nicht mehr konfessionell gebunden sind.

Sie werden in beiden Kirchen gebraucht bzw. sie sind in beiden Kirchen verboten. Der Glaube kann sich heute nicht mehr in den Formulierungen der Vorindustriellen Welt ausdrücken. Und diese Selbstformulierung ist ein Teil unseres Verständnisses von Demokratie.

Wichtiger vielleicht ist noch die Demokratisierung für die Politischen Entscheidungen, die die Kirchen treffen. Wir können und sollen von unseren Kirchen Mitspracherecht, Parzipitation an Entscheidungen verlangen. Die Entmündigung (z. B. eben die, die der Rat der Kirchen uns jetzt gerade angetan hat, indem eben eine sozusagen isolierte Clickenentscheidung zu § 218 verabschiedet wurde) kann man nicht auf sich beruhen lassen. Wenn der Rat sich in dieser Weise durch die Ökumene von oben erpressen und überfahren lässt, dann müßte man ihn zur Rechenschaft ziehen. Ich glaube, in unserer Situation in der BRD, werden die Glieder der dritten Konfession, d. h. also alle Menschen, die in solchen Gruppen arbeiten und leben, immer darauf zu achten haben, dass die in ihren Kirchen jeweils diskriminierten Personen oder die in ihren Kirchen jeweils verletzten Interessen in der anderen Konfession Hilfe bekommen. Der katholische Kaplan, der aus Chile kommend, von seinem Pfarrer keine Erlaubnis im Gemeindesaal zu sprechen erhält, geht zu seinem evangelischen Kollegen und umgekehrt. Dieses praktische Zusammenspiel an der Basis ist ebenfalls eine Überholung des Konfessionalismus.

Ich breche die Diskussion über die Demokratisierung hier ab und möchte noch etwas zum Sozialismus der Christen sagen. Es ist ja gerade dies eine Vokabel, die auch außerordentlich starken Widerstand hervorruft. Das Problem, welcher Sozialismus denn nun gemeint sei, ist dabei außerordentlich umstritten. Dieser Streit oder diese Diskussion ist keineswegs entschieden. Klar scheint mir nur die Absage an den Kapitalismus. Es ist für alle Christen in dieser Bewegung eindeutig, dass eine Absage an den Kapitalismus heute ein essentieller Vorgang in dem christlichen Glauben selber ist. Man kann, so sagt Ernesto Cardenal in Köln, nicht Christ sein im Kapitalismus. Man kann die radikale Hingabe hier nicht verwirklichen. Heder, der das versucht, scheitert und zwar nicht an menschlicher Unzulänglichkeit oder an Schwäche oder an irgendwelchen widrigen Umständen, sondern an der wirtschaftlichen Struktur, der wir unser Leben unterworfen haben. Man kann nicht Christ sein und Ausbeuter der dritten Welt. Man kann nicht Christ sein und an der Unterdrückung mitarbeiten. Man kann nicht Christ sein und Verbündeter der Nato-Länder. Man kann nicht Christ sein, mitbeteiligter und Kollaborateur an dem Unrecht eines Systems, das den meisten Menschen eine menschenwürdige, menschengesichtige Arbeit verweigert. Man kann nicht Christ sein und behaupten, man hielte sich aus dem Streit zwischen den gesellschaftlichen Systemen heraus.

Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den anderen verachten. "Ihr könnt nicht Gott und dem Kapital dienen." Ich möchte die Konservativen fragen, welchen Christus sie eigentlich wollen. Wollen sie den himmlischen Sieger? Den König, den Richter der Welt, den Herrn, der Herrschaft ausübt? Oder wollen sie den Erstgeborenen ~~unter~~ vielen Brüdern, den Anwalt aller Verfolgten und Beleidigten; den, der unsere Befreiung nicht als ein Fremdes über uns verhängt, sondern der mit uns auf dem Weg ist? Vielleicht gibt es tatsächlich ein unterschiedliches Verständnis von Gott, d. h. von dem, was Liebe wirklich bedeutet., Ist Liebe dankbar als Macht, die sich herabneigt von oben, die in einem total asymmetrischen Verhältnis zu uns steht, die uns als Abhängige will, erhält und braucht? Ist nicht Liebe die Aufhebung aller Abhängigkeitsstruktur? Ich meine, Gott ist nicht der Reiche oben, der uns Bettlern da unten etwas schenkt, aber so, dass wir Bettler bleiben. Ich meine, man könnte vielleicht sagen, Gott ist die Aufhebung aller Bettelei.

Dorothee Sölle

Später Dank an Goßner

Im Dezember 1973 wurde des 200. Geburtstags von Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) gedacht. Goßner war zunächst katholischer Priester. Später kam er unter den Einfluß der Erweckungsbewegung. Dadurch wurde sein Leben aus Gott von Grund auf erneuert. Das wollte man im katholischen Bayern nicht dulden. So führte sein Weg zunächst nach dem damaligen Petersburg. Aber als Revolutionär muß Goßner das gärende Rußland verlassen. Es war verdächtig, daß so viele Menschen aus allen Schichten und allen Konfessionen kamen, um diesen außergewöhnlichen Prediger zu hören. Er kommt nach Deutschland zurück.

In Leipzig erlebt er, wie die Besucher seiner Bibelstunde von zwei Polizisten aufgeschrieben werden. Goßner selbst wird vorgeladen und muß binnen 48 Stunden das Land verlassen. Schließlich kommt er nach Berlin, wo er eine evangelische Pfarrstelle erhält. Hier beginnt er eine umfangreiche Tätigkeit: Missionare werden ausgebildet und nach Indien geschickt, ein Diakonissenmutterhaus entsteht, Kolonisten-Prediger werden auf einen Dienst im „Wilden Westen“ Amerikas vorbereitet. Neben der „Goßner-Mission“ ist bis heute sein „Schatzkästlein“ und seine Schrift „Das Herz des Menschen“ bekannt. Es handelt sich dabei, wenn man dazu noch an das Bild „Vom breiten und vom schmalen Weg“ denkt, um volkstümliche, für die damalige Zeit sehr modern gestaltete anschauliche Traktate. Erstaunlich ist, daß der Mann dieser verzweigten Bewegung kein Verständnis für Organisation, für Konferenzen und Konfessionsdenken hatte. Die Ausbildung der Missionskandidaten sollte nach seiner Meinung in einer Weise erfolgen, die nicht zu sehr wissenschaftlichen Charakter hatte.

Goßner war der Pragmatiker (Praktiker) mit dem weiten Herzen

So jedenfalls haben die Väter unserer Freikirche ihn erlebt und geschätzt. Die vielfältigen Beziehungen Goßners sind bisher nicht erforscht. Einige seiner Briefe und Äußerungen helfen uns zu einem aufschlußreichen Bild.

Zunächst war es nicht Goßners Absicht, eine eigene Missionsgesellschaft zu gründen. Er suchte nach Kontakten, die ihm bei der Aussendung junger Männer behilflich sein konnten. Kein Wunder, daß er sich in Bremen nach Kontakt-Adressen für Amerika erkundigte. Von hier wanderten Woche für Woche viele Auswanderer nach Amerika aus, die dort weithin kirchlich unversorgt geblieben sind. Eine Antwort bekommt er im Januar 1841 von Pastor Treviranus, dem Sekretär des „Bremer Vereins für die protestantischen Deutschen in Amerika“. Im August des gleichen Jahres wandern sieben Goßnersche Missionare über Bremen nach Amerika aus. Uns interessiert besonders, wohin

sie dort gehen. Der Barmer Erweckungsprediger G. G. Treviranus schreibt darüber in einem Brief vom 19. August 1840 an den Leiter des Rauen Hauses in Hamburg, Johann Hinrich Wichern: „Sie wollten sich zu einer Parthei halten, welche sich ‚Vereinigte Brüder in Christo‘ nennt; in Baltimore, wohin sie gehen, soll diese sich finden.“ Treviranus kannte die Kirche der Vereinigten Brüder nicht. Weil diese Kirche ein Stück unserer eigenen Tradition verkörpert, wissen wir, daß sie 1766 in Amerika unter dem Einfluß von Ph. W. Otterbein und M. Böhm entstand. Obwohl Goßners Amerika-Sendlinge, die in Bremen noch Versammlungen gehalten haben, „von unseren Christen sehr geliebt“ sind, macht man sich Sorgen um ihre Zukunft. Wie werden sie als Prediger des Evangeliums zuretkommen, wenn sie von den Synoden nicht angestellt werden? Im Dezember hat Treviranus dann Nachricht über die Ankunft der Sendboten. Er schreibt am 3. Dezember 1840 an Wichern: „Goßners Sieben sind glücklich angelangt und mit offenen Armen aufgenommen. Der Bischof der Vereinigten Brüder hat selbst ihre Sachen vom Wagen abgeladen...“ Das beeindruckt den Bremer Prediger offensichtlich sehr. Wahrscheinlich hat es sich aber um einen Prediger gehandelt, der den Namen Bischoff trug. Als nämlich die „Vereinigten Brüder in Christo“ 1870 eine Mission in Deutschland anfingen, hieß deren erster Prediger auch Bischoff.

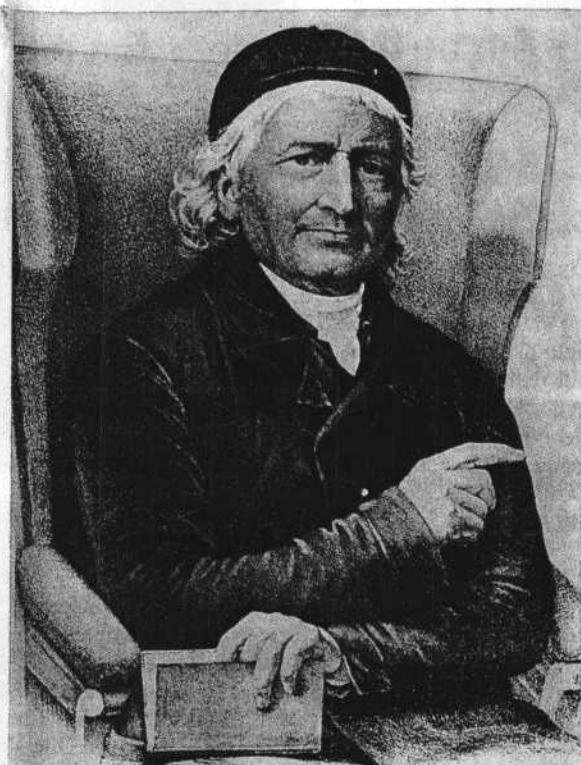
Im Jahre 1842 hat Wilhelm Nast, der Gründer des deutschen Methodismus in Amerika, an Goßner geschrieben. Ganz offensichtlich hätte er ihn gern als Korrespondenten für sein deutschsprachiges Wochenblatt „Der christliche Apologe“ gewonnen. Goßner antwortet jedoch in einem Brief vom 18. August 1842: „Ich bin nicht imstande, Ihnen die Hand zu bieten übers Meer und Ihnen Mitteilungen zu machen, da meine Geschäfte schon ohnehin so weit ausgedehnt sind...“ Nast hatte an Goßner Schriften über die Methodisten geschickt, darunter auch ein Gesangbuch. Dabei hat er, wie immer versucht, freundschaftliche Kontakte zwischen der Erweckungsbewegung in Deutschland und den Methodisten in Amerika zu schaffen. Goßner tröstet in seinem Brief den über Anfeindungen und Verleumdungen klagenden Nast: „Daß die Methodisten geschmäht werden, irret mich nicht – ich bin's auch immer worden – es schadet nicht, sondern im Gegenteil: es ist uns sehr heilsam. Das Lob schadet uns viel mehr, als der Tadel und die Lästerung.“

Hier wurde in zwei Linien die Verbindung Goßners mit dem deutschen Auswandererstrom in Amerika deutlich. Sein Hauptanliegen war allerdings die Mission. Daher wenden wir unsere Aufmerksamkeit jetzt den Beziehungen Goßners zur Wesleyanischen Me-

thodistischen Missionsgesellschaft in London zu. Goßner hat aus den Missions-Nachrichten des Londoner Methodisten gelesen, daß noch Missionare für die Fidschi-Inseln gebraucht werden. Daraufhin schreibt er am 1. Juni 1844: „Ich habe nun gerade vier bis fünf gut ausgebildete Brüder, die darauf brennen, zu den Heiden gesandt zu werden. Aber ich weiß weder Weg noch Türe. Deshalb bitte ich Sie, mir anzuseigen, welchen Weg ich sie schicken soll... Mein großer Wunsch war seit langem, daß meine Missionare in die Nähe der Ihrigen kommen und daß die unsrigen, da sie noch jung und unerfahren sind, die Unterweisung und Erfahrung Ihrer Brüder in Anspruch nehmen könnten... Wir arbeiten nicht für uns und nicht für Sie, sondern alle beide für Jesus Christus... Habe stets großes Vertrauen und große Zuneigung zu Ihrer ‚Society‘ und Ihrer ‚Methode‘ gehabt, deshalb werde ich selbst hier ein Methodist genannt...“ Goßner hatte mit fünf anderen Missionaren in Neuseeland, die dort von methodistischen Missionaren aufgenommen und eingewiesen wurden, gute Erfahrungen gemacht und hoffte nun auch auf Hilfe.

Die Geschichte zeigt, daß die Methodisten in Deutschland eine ganze Reihe Freunde hatten. Aber als sie in Deutschland eine eigene, kirchenbildende Missionsarbeit anfingen, war es oft aus mit der Freundschaft. Johannes Goßner blieb den Methodisten aber auch in dieser zweiten Hälfte des Jahrhunderts treu verbunden.

Kaum, daß der erste Prediger, Ludwig Sigismund Jacoby, im Dezember 1849 seine missionarische Arbeit in Bremen begonnen hat, reist er nach Berlin, um dort Goßner, Neander, Professor Jakobi, Prediger Kunze und Dr. Krummacher zu besuchen. Er überbrachte ihnen auch das methodistische Sonntagsblatt „Der Evangelist“, das seit Mai 1850 erschien. Im Winter 1850/51 besucht Jacoby den greisen Goßner erneut. Diesmal berichtet er in einem Brief über diesen Besuch nach Amerika. Im Vordergrund steht das Interesse an der „Heidenmission“ und dem „Missionshaus“, für die Missionszeitung sei Goßner „sein eigener korrespondierender Sekretär“. Auch aus dem Krankenhaus wird berichtet: „Er liebt den Methodismus und übersetzt viel aus den ‚Wesley Notices‘ für seine ‚Missionsbiene‘.“ Nach dreistündigem Besuch scheidet Jacoby von Goßner mit dem Bewußtsein, einer „Personifikation der evangelischen Allianz“ begegnet zu sein. In seinen Schriften, glaubt Jacoby, kommt Goßner „dem Methodismus näher als irgendein anderer deutscher Schriftsteller...“ Sicher ist das der Grund, warum bereits im ersten Jahresbericht 1853 der von Jacoby in Bremen gegründeten methodistischen Traktatgesellschaft unter den zahlreich verkauften Büchern neben Hofackers Predigten Goßners Schatzkästlein ausdrücklich erwähnt ist. Aber Jacoby hatte im Herbst 1851 erneut gelegentlich mit dem verehrten Goßner zusammenzutreffen. In einem Bericht über das von Goßner gegründete Elisabethen-Hospital beschreibt er, wie „zwölf junge Diakonissen alle Geschäfte des Hauses besorgen.“ An diese Erfahrung knüpft er die Frage:



„Könnten nicht unsere Schwestern ein Gleiches thun? Wie viele Seelen könnten so gerettet, welche sonst ohne Trost und ohne Hoffnung der Ewigkeit entgegengehen.“ Hier begegnet bei Jacoby erstmals der Gedanke, daß auch in den methodistischen Gemeinden Diakonissen arbeiten sollten. Es dauerte aber noch mehr als 20 Jahre, bis es zur Gründung eines Diakonissenwerkes in Frankfurt/Main kam.

So hat der Gründer des Methodismus in Deutschland „Vater Goßner“ noch oft besucht. Sicher ist er immer wieder ermutigt und getröstet von Berlin heimgekehrt, denn Goßner konnte den angefochtenen, verfolgten und gelegentlich inhaftierten methodistischen Prediger gut verstehen, weil dessen Erfahrung seinem eigenen früheren Erleben entsprach. So ist es nicht verwunderlich, daß „Der Evangelist“ nach dem Tode Goßners im Jahre 1858 einen ehrenden Nachruf veröffentlichte. Als er selbst einmal von der Leipziger Polizei gefragt wurde, welcher Konfession er sei, antwortete er: „Ich bin ein Christ.“ „Das ist nicht genug, sind Sie katholisch, lutherisch oder was sonst?“ Dazu Goßner: „So, nun weiß ich doch von Amts wegen, daß es mitten in der Christenheit nicht genug ist, ein Christ zu sein.“ Diese christliche und brüderliche Gesinnung, die frei ist von konfessionellem Vorurteil, haben die Methodisten bei Goßner erlebt. Das hat ihnen in der Zeit politischer Reaktion und damit verbundener konfessioneller Engherzigkeit wohlgetan. Daran denken wir gern am 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Goßner, dem ökumenischen Christen mit dem weiten Herzen.

Karl Heinz Voigt

Zu Johannes Evangelista Gossners 200. Geburtstag

In der Ausgabe zum 2. Advent ist der Sonntagsbote auf den 200. Geburtstag Vater Gossners eingegangen. Jetzt erhielt ich zu meiner großen Freude einen Aufsatz, den zu demselben Anlaß unser hochverehrter Altmissionsdirektor D. Lokies geschrieben hat, der im Ruhestande in Andertern bei Hannover lebt. Seine Darstellung der bleibenden Bedeutung Gossners spricht so sehr in heutige Fragestellungen der Kirche hinein, daß ich mit dem Abdruck dieses Artikels nun gern noch einmal auf den Geburtstag Gossners zurückkomme.

Am 14. Dezember feierte das Elisabeth-Krankenhaus in Berlin, die Gossner-Mission in Ost- und Westberlin und Mainz und die Evang.-luth. Gossnerkirche in Indien den 200. Geburtstag ihres Gründers, des „Vaters Gossner“, wie er allgemein genannt wird. Wie eine Vaterfigur steht er vor seinen Gründungen von Anfang an bis auf den heutigen Tag. „Vater Gossner“: Das ist der ehemals römisch-katholische Priester und später evangelische Pfarrer Johannes Evangelista Gossner an der Böhmischt-lutherischen Bethlehemskirche in Berlin. Man lasse sich aber durch sein Altersbild nicht täuschen, das ihn als guten alten Mann, das Samtkäppchen ins Silberhaar gedrückt und mit gütig-freundlichem Ausdruck in einem Armsessel zurückgelehnt, darstellt. Gossner, aus dem bayrischen Schwaben gebürtig, kann heftig, ja „saugrob“ werden wie Luther, wenn es sich um eine für ihn unabdingbare Sache handelt. So schreibt einer seiner intimsten Freunde Spittler, der Mitbegründer der Baseler Mission, über ihn: „Gossners cholerisches Temperament, wenn es derb aus ihm heraustrat, äußerte sich daneben so genial, als innig-zärtlich, daß man ihm nicht zürnen konnte, wenn man ihn in seiner Eigentümlichkeit aufgefaßt hätte.“

● Radikale Lebenswende

Eigentlich verläuft auch sein Lebenslauf: Am 14. Dezember 1773 (in dem Jahr, als der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde) als Bauernsohn von streng-katholischen Eltern in Hansen geboren, Besuch des Gymnasiums in Augsburg, Studium der katholischen Theologie in Dillingen und Ingolstadt, Priesterweihe am 9. Oktober 1796, Kaplan in Stoffenried, Neuburg a. d. Kammel, Seeg und zuletzt Domkaplan in Augsburg. So weit verläuft seine Lebenskurve normal; in Neuburg aber (1797/98) schnellt sie fieberhaft steil in die Höhe und signalisiert eine radikale Lebenswende: Gossner hat sich der sog. „Allgäuer Erweckungsbewegung“ angeschlossen, die sich über das ganze südwestliche Bayern, getragen von Laien und Priestern, ausbreitet hat.

● Erweckungsbewegung

Die „Allgäuer Erweckungsbewegung“ ist mehr als eine Sammlung von Bekehrungsgeschichten. Gewiß geschieht in ihr manches Eigentümliche. Da wird ein Pfarrer durch sein Gemeindeglied, eine Bauernfrau auf ihrem Sterbelager, bekehrt, als sie gesteht: Wenn sie sich auf ihr frommes und tugendhaftes Leben verlassen wollte, wäre sie verloren, sie setze aber ihr Vertrauen auf den für sie gekreuzigten und auferstandenen Christus. Der Pfarrer heißt Martin Boos und wird das Haupt der Bewegung. Eine schlichte, aber geistbegabte Magd sagt einem Bischof ins Gesicht: „Du hast nur die Wassertaufe des Johannes, aber nicht die Feuertaufe Christi.“ Der Bischof fühlt sich nicht verletzt, sondern getroffen und wird der Schirmherr der Bewegung, von der er sich freilich später distanziert: Michael Sailer Kapläne lernen erst in der Seelsorge den lebendigen Christus kennen; im Theologie-Studium war von dem Christus, wie ihn die Schrift versteht, nicht die Rede. Martin Boos wird wegen der Lösung der Erweckten „Christus für uns und in uns“ von der Kirchenbehörde, hinter der die Ex-Jesuiten

stehen, der „Aftermystik“ beschuldigt, zu sechs Monaten Priestergefängnis verurteilt und zuletzt aus Bayern ausgewiesen. Aus der Haft schreibt er Briefe, die von Hand zu Hand gehen — unter Decknamen, um die Empfänger vor den Gegnern zu schützen, die fast mit Gestapo-Methoden arbeiten. Einen Brief unter dem Decknamen „Bartimäus“, dem Namen jenes blinden Bettlers vor Jericho, den Jesus heilt, erhält der Kaplan von Neuburg: Gossner. Über dem Lesen des Briefes wird er selbst sehend. So könnte man fortfahren. Aber die „Allgäuer Erweckungsbewegung“ ist mehr als eine Sammlung von Bekehrungsgeschichten: Sie ist der Durchbruch der biblischen Gemeindefrömmigkeit durch die eiserne Klammer, mit der eine bibelfremde Weltanschauung beide Kirchen, die katholische und die evangelische, gefangen hält. Die damals das ganze Geistesleben beherrschende Weltanschauung der Vernunftgläubigkeit (Rationalismus) hat auch den christlichen Glauben verformt. Eine von den vielen Anpassungstheologien, die seit Aaron, dem Vater aller Anpassungstheologien, das alt- und neutestamentliche Gottesvolk heimgesucht haben, leistet gefällige Beihilfe. Nur was vernünftig ist, ist glaubhaft. So wird der in der Bibel geoffenbarte, lebendige Gott verwandelt in eine Gottesidee, Christus wird zum Moralprediger, und an die Stelle des Heiligen Geistes tritt (gemäß der Formel: Geist = Geist) die vergötlichte menschliche Vernunft. Der Mensch fragt, und der Mensch antwortet.

● Gottes Wort wird erweckt

Der Vergleich mit der jüngsten Erweckungsbewegung, in der zwar nicht die Einzelperson oder eine Gruppe von Personen, sondern die Kirche selbst erweckt wird, liegt nahe: Die „Bekennende Kirche“ in der Zeit des Nationalsozialismus. Auch er versucht mit seiner Rassenideologie die Kirche umzufunktionieren. Dabei kommt ihm eine ihm hörige Anpassungstheologie aus dem Raum der Kirche selbst zur Hilfe.

Bei einer Geschichtsschreibung über beide Glaubensbewegungen treten leicht die führenden Männer und Frauen mit bekannten Namen in den Blickpunkt: Kompromißlose oder kompromißbereite, besonnene und unbesonnene, wagemütige oder kleinmütige, opferbereite und opferbereite bis zum Letzten. Man kann sie rechtfertigen, rühmen, kritisieren oder ganz ablehnen. Aber dies alles wird höchst uninteressant, wenn man Glaubensgeschichte schreibt, wie sie die Bibel vorschreibt. Da ist z.B. jene Geschichte vom Priester und offiziellen Hüter des Heiligtums Eli und seinem Novizen Samuel. Über ihre Zeit heißt es in der Schrift (1. Samuelis 3, 1-12): „Des HERRn Wort war teuer zu derselben Zeit, und war wenig Weissagung.“ Aber dann ruft Gott plötzlich in der Nacht — nicht Eli, sondern den jungen Samuel. Der mißversteht, des lebendigen Gotteswortes entwöhnt, Gottes Stimme als Menschenstimme. Als er aber endlich antwortet: „Rede, HERR, dein Knecht hört“, da redet Gott, er redet gewaltig in Gericht und Gnade. Sein Wort — nicht ein Mensch — wird erweckt (Vers 12), es wird lebendig, geschichtsmächtig, aktuell. Selten ist so christozentrisch und zugleich zeitnahe gepredigt worden wie damals in der „Bekennenden Kirche“. Das geht als unverlierbarer Ertrag in die Substanz der Kirche ein und wirkt fort — wie damals ein Pfarrer aus der Haft schrieb:

Gottes Wort wird heut' verkündigt
Nicht in Predigt nur und Lied.
Menschenmund, du bist entmündigt:
Gottes ew'ges Wort geschieht!
Gottes lodernde Gerichte,
Gottes Allbarmherzigkeit
Wird lebendige Geschichte,
Mündend in den Fluß der Zeit.

Wer aber die Ernte der „Allgäuer Erweckungsbewegung“ einbringt: das ist Gossner. Auch er wird von einem geistlichen Gericht (Augsburg 1803) verurteilt und mit Priestergefängnis bestraft. Inzwischen hat auch die katholische Kirche ihr Urteil revidiert. An der Ge-

dächtnisfeier zu Gossners 100. Todestag nimmt auch ein Vertreter des Bischöflichen Ordinariats in Berlin teil und bittet nach der Feier die Missionsleitung, an der Friedhofsmauer, hinter der Gossners Grab liegt, eine Tafel mit der genauen Wegebezeichnung anzubringen. Auf die verwunderte Frage, welches Interesse er daran habe, gibt er zur Antwort: „Er habe sich auf die Geschichte Gossners und der „Allgäuer Erweckungsbewegung“ spezifiziert; es kämen aber viele Besucher auch von auswärts, die Gossners Grab zu sehen wünschten, und da nur er den Weg dorthin wüßte, müsse er stets persönlich die Führung übernehmen.“

● Spuren Gossners

Und Pater H. Dussler O. S. B. schreibt in seinem Buch „Johann Michael Feneberg und die „Allgäuer Erweckungsbewegung“: „Jene neupietistische Strömung, im vergangenen Jahrhundert als „Aftermystik“ angeprangert, ergoß sich in die Schweiz, nach Bayern, Norddeutschland bis weiter nach Rußland, wo sie im Zaren Alexander I. und seiner Heiligen Alliance sichtbar in die Geschichte eingegriffen hat. So wird sie ein Beispiel dafür, wie solche unter dem Boden des öffentlichen Kultus verdeckt fließende Wasser die religiösen Kräfte immer wieder von unten her neu beleben.“

Die Schweiz, Bayern, Norddeutschland, Rußland: Damit werden die Fußtapfen in Gossners Lebenslauf nachgezeichnet, dessen Kurve immer turbulenter wird.

Während eines Besuches in der Schweiz vertritt ein halbes Jahr lang der katholische Priester Gossner in Basel den Sekretär der Christentumsgesellschaft, eines evangelischen Glaubenswerkes, und schließt mit dem reformierten Basel eine Freundschaft für's Leben. Spuren Gossners auf schweizerischem Boden!

● Eingriff der Politik

In Bayern greift die große Politik in das Leben Gossners ein; ihr Griff wird ihn nicht mehr loslassen. Das Bistum Augsburg kommt in das mit Frankreich verbündete Königreich Bayern, und dessen freigeistiger Minister Montgelas nimmt sich aller an, die bisher von der Kirche verfolgt wurden. So erhält Gossner eine der besten Pfarrstellen des Landes, Dirlewang (1803–1811), und wird später Benefiziat an der Frauenkirche in München. Und jetzt predigt Gossner das reine Evangelium mit solch' vollem Klang, wie es im katholischen Bayern seit der Reformation nicht mehr gehört worden ist.

In Dirlewang kommen die Bauern von weither angefahren, so daß der Kirchenraum nicht ausreicht und Gossner auf dem freien Platz vor der hochgelegenen Kirche predigen muß — die Spitzen der Alpenkette in Sicht: Eine Art Bergpredigt. In München sind die größten Kirchen, in denen Gossner spricht, und auch der Bürgersaal zu klein, um die Besucherzahl zu fassen. Man muß schon eine Stunde vor dem Gottesdienst kommen, um einen guten Platz zu finden. Auch die Kinderlehre, die Gossner sehr am Herzen liegt, wird von 4–500 Kindern besucht. Für sie schreibt Gossner eine „Handbibel“, ein „Gebetsbüchlein“, und später eine ganze Reihe von Kinderpredigten und Traktaten.

Für das katholische Volk übersetzt Gossner das Neue Testament, es findet reißenden Absatz. Hier entsteht auch das drastische „Herzbüchlein“ Gossners, das nach und nach in 26 europäische, afrikanische und asiatische Sprachen übersetzt worden ist. Doch dann wird der verhaftete Minister von der romhorigen, reaktionären Partei gestürzt, und Gossner stürzt mit ihm. Er wird für immer aus seiner Heimat vertrieben. Nach einer Unterbrechung in Düsseldorf wo er als Religionslehrer tätig ist, folgt er einem Ruf des Zaren nach Petersburg. Hier findet er eine Gemeinde nach seinem Herzen, wie er selbst schreibt: „Aus allen Nationen, Konfessionen und Religionen“, selbst Juden und Moslems. Da die Ordenskirche der Malteser, an die er berufen ist, zu klein ist, mietet man ihn in ein fürstliches Haus ein, mit einem Ballsaal, der zum Predigtaal hergerichtet wird und mehr als tausend Menschen faßt. Aus

seinem Kindergottesdienst nimmt Theodor Harnack, die Säule lutherischer Theologie aus dem Baltikum — wie Adolf von Harnack über seinen Vater berichtet — unvergeßliche Eindrücke mit. Auch Gossner wird Petersburg und seine Petersburger Gemeinde nie vergessen. Seine Tätigkeit dort ist der Höhepunkt seines Lebens. Selbst die erstarnte russische Kirche scheint sich dem Evangelium öffnen zu wollen. Auch die große Erweckungsbewegung in Finnland geht in drei von vier Strömen auf die Wirksamkeit Gossners in Petersburg zurück (Holsten, „Gossner, Glaube und Gemeinde“). Aber schon fällt der Schatten Metternichs, des „Dämons von Österreich“, der die reaktionäre Politik Europas lenkt und in Gossners Tätigkeit einen politischen Unruheherd wittert, auf Gossner. Er fordert Gossners Entfernung, und der fromme, aber schwache Zar weist Gossner auch aus Rußland aus. Verwehte Spuren Gossners im russischen Reich! Nach Deutschland zurückgekehrt, ist er politisch und kirchlich heimatlos geworden.

● Schriftauslegung

Während des folgenden „Vagabundenlebens“ (1824–1829), wie Gossner es nennt, und als „Stubenprediger“ reist er hin und her von Altona, wo er die erste deutsche Diakonissin Amalie Sieveking berät und segnet, nach Leipzig, Schlesien, Berlin und Pommern. In Leipzig setzt er seine Arbeit als Schriftsteller fort. Er schreibt für die Hausandacht sein „Schatzkästchen“ und eine Predigtsammlung „Die Hauskanzel“. Später erscheint eine Zeitschrift für das christliche Haus: „Der christliche Hausfreund“ und sein Missionsblatt. Aber das wichtigste Werk ist sein Kommentar zum Neuen Testamente. Als ein Besucher das Handexemplar des Professors Frey in Bethel verwundert einsieht — Seite auf Seite mit dem Bleistift durchgearbeitet — bemerkt der bekannte Bibelausleger lächelnd: „Ja, Gossner ist für mich der Vater der pneumatischen Schriftauslegung.“ Gossners ganzes Schrifttum ist Verkündigung und Dienst am Wort. Würde man ihm heute das vieldiskutierte Problem der leeren Kirchen vorlegen, so würde seine Antwort lauten: „Verkündigt aus gelebtem Glauben den lebendigen Christus, und die leeren Kirchen werden sich füllen.“

● Über den konfessionellen Schranken

Eigentlich ist für Gossner und seine Zeit der geheimnisvolle Kontakt zwischen den Gleichgläubigen über alle nationalen und konfessionellen Grenzen hinweg — ohne die heutigen technischen Verkehrs- und Kommunikationsmittel. Es spricht und schreibt sich herum, wer Gossner ist und was er geben kann. So öffnet sich für ihn die Tür zu den Häusern und Herrschen des preußischen Adels und Hochadels in Schlesien, Berlin und Pommern. Kaum ist er angereist, muß er in einer Abendandacht einen Text auslegen, oft improvisiert, aber stets lebendig. Eine dauernde Zufluchtsstätte richtet die Gräfin von Reden — die Mutter der wegen ihres Glaubens vertriebenen Zillertaler — auf Schloß Buchwald in Schlesien für Gossner ein: Ein Angebot, von dem er bis ins hohe Alter zu kurzen Ruhepausen Gebrauch macht. Dort nehmen an seinen Abendbibelstunden Männer wie Freiher vom Stein und der greise Feldmarschall von Gneisenau teil. Mit der Bürgergemeinde ist er seit jeher innig verbunden. Seine Missionare überläßt er einem schottischen Presbyterianer für Australien, einem Reformierten in Holland für Indonesien, einem englischen Baptisten für Indien, freilich mit der Weisung: Er dürfe sie mit dem Heiligen Geist taufen, so viel er wolle, nur nicht mit Wasser. Wegen der Aussendung von Missionaren zu den deutschen Auswanderern in Amerika führt er einen Briefwechsel mit den Anglikanern. So lebt Gossner gewissermaßen in einer privaten Ökumene, Jahrzehnte, bevor sich diese in Weltformat konstituiert.

● Christliche Existenz in der lutherischen Gemeinde

Was aber Gossner fehlt und braucht, ist eine Gemeinde, nur darum tritt er (1826) zur evangelischen Kirche über, obwohl ihm das Wort „Übertritt“ verhaft

ist, weil es ihn an „den Übertreter“ erinnert. Er ist davon überzeugt, daß das Christentum, wie er es sieht und lebt, in jeder Konfession möglich ist. Woran er zeitlebens Anstoß nimmt, ist die Art der Leitung der organisierten Kirchen; in der katholischen findet er zuviel Politik, in der evangelischen zuviel Verwaltung. Nach einem vor dem Berliner Konsistorium abgelegten Examen wird Gossner an die Böhmischt-lutherische — nicht reformierte — Betlehemskirche in Berlin berufen. Mit Recht; denn sein Glaube ist durch Zinzendorf vermittelte lutherischer Glaube (nach Holsten). Jahrzehnte lang ist Gossner einer der populärsten Prediger in Berlin. Zu seiner großen Personalgemeinde gehören Angehörige des königlichen Hofes, Gelehrte von Ruf, hohe und höchste Staatsbeamte und Offiziere.

So wird der spätere Chef des Generalstabs Graf von Schlieffen in seinem Elternhaus von Gossners Persönlichkeit beeinflußt, und Bismarck läßt seinen ältesten Sohn von ihm taufen. Aber der Kern seiner Gemeinde setzt sich aus schlichten Bürgern zusammen, meist Kaufleuten, Handwerkern und auch Arbeitern. Hier stellt Gossner unter Beweis, was alles aus einer lebendigen Gemeinde hervorgehen kann. Er sieht das Elend der wachsenden Großstadt und gründet von seiner Gemeinde Kinderwarteanstalten, das erste Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin (1837) und seine Gossner-Mission (1836). Notgedrungen gibt er seinen Gründungen die äußere Form eines Vereins oder einer Gesellschaft; doch weigert er sich mit einer fast kindischen Hartnäckigkeit, sie auch mit einer Verfassung bzw. Statuten auszustatten, immer in Sorge, daß aus einem lebendigen Organismus eine tote Organisation werden könnte. Grundsätzlich steht er — damit in die Zukunft weisend — auf dem Standpunkt, daß alle innerkirchlichen und missionarischen Werke Sache der Gesamtkirche sein sollten. Mit allem, was jetzt Gossner unternimmt, hat er zu der alten Allgäuer Lösung: „Christus für und in uns“ einen dritten Satz hinzugefügt: „Christus durch uns“. Der Glaube kann nicht anders, als durch die Liebe tätig sein. Gemeint ist damit nicht die christliche Liebe, von der eine progressive Theologie etwas schnippisch sagt: „Liebe ist Liebe“. „Das ist die christliche Liebe eben nicht!“ so würde Gossner darauf antworten — nicht aus theologischen Erwägungen. Theologische Gelehrsamkeit zählt bei ihm, auch in seinem eigenen Schrifttum, nicht viel. Ihm geht es um die christliche Existenz in ihrer Ganzheit. In der Begegnung mit dem lebendigen Christus ist er in Kontakt gekommen mit einer anderen — wie es in der Schrift heißt — „zukünftigen“ Welt, aus deren Kräften er lebt. Die Liebe aber ist die größte unter ihnen. Gossner weiß um die widersprüchliche Glaubenswirklichkeit eines Christenmenschen, der nicht von der Welt ist, darum aber umso intensiver in der Welt und für sie da ist: durch die „Liebe“. Diese Liebe hat nichts gegen die natürlich-menschliche Liebe (Humanität), aber sie kann mit dieser niemals verwechselt oder ausgetauscht werden. Das geht so weit, daß es einmal von einer vermeintlich christlichen Liebe heißen könnte (1. Korinther, 13): „Und wenn ich auf dem Gebiet der Sozial- und Gesellschaftspolitik die höchste Aktivität entwickelte — und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ Diese Liebe ist eine uns fremde, empfangene Liebe: Die Liebe Christi für uns, in uns und durch uns. Sie ist die dem Menschen und der Welt zugewandte Liebe Gottes, von der es sich so leicht hin und allgemein schreiben, singen und sagen läßt. Sie macht sich schwer, weil sie durch Menschen verwirklicht werden muß, die sich ständig an ihr versündigen. Auch Gossner kann erst auf seinem Sterbebett (es klingt wie Jubel!) sagen — nicht zu einem Menschen, sondern im Gebet zum Herrn seines Lebens: „Jetzt ist kein eigener Faden mehr an mir.“ Dann stirbt er.

● Das Erbe

Seine Missionare aber gehen hinaus in die Welt und predigen die Frohbotschaft von der Liebe Christi nicht nur mit dem Wort, sondern mit der Tat. Sie sind zugleich und zwar nicht auf befristete Zeit, sondern

für das ganze Leben — Bildungs- und Entwicklungs-helfer, obwohl es damals diese Bezeichnung nicht gab. In Indien haben sie — das ist nicht zuviel gesagt — ein ganzes Urvolk vor dem sozialen Untergang gerettet.

Am 30. März 1858 geht Gossner heim und wird auf dem Friedhof der Bethlehemsgemeinde neben dem Grabhügel seiner getreuen Haushälterin und Glaubens-gefährtin, Idda Bauberger, begraben. Er hinterläßt ein lebendiges Erbe: Der Gossner-Mission in Westberlin die Gesamtverantwortung für sein Werk, in Ostberlin die Missionsarbeit in einer grundsätzlich nicht-christlichen Gesellschaftsstruktur und in Mainz die „Mission an dem Menschen in der Industrie“ (Urban- and Industrial Mission) in Afrika, Indien und Südamerika. Gossner ist auch heute wirklich der „Vater Gossner“. Und niemand hat das bildhafter ausgedrückt als der Präsident der indischen Gossner-Kirche, als er kurz nach dem Krieg Berlin und Gossners Grab besucht: „Wie Vater Abraham hat Vater Gossner die junge indische Kirche in seinen Lenden getragen“. Hans Lokies

Kritik an Sölle-Rede

Als „Ausdruck pharisäischen Denkens“ beurteilt der stellvertretende Ratsvorsitzende der EKD, Kirchenpräsident Helmut Hild (Darmstadt), die Einstellung von Dorothee Sölle gegenüber der verfaßten Kirche und ihren Kirchenleitungen, wie sie in ihrem Festvortrag zum Goßner-Jubiläum deutlich wurde. Im Berliner „Haus der Kirche“ hatte Frau Sölle, wie berichtet, vor allem die Bemühungen der Konfessionskirchen um ökumenische Gemeinschaft scharf kritisiert. Die Form dieser Kritik, sagte Hild, gebe Anlaß zur Frage an Frau Sölle, ob sie das von ihr so häufig zitierte Neue Testament wirklich ernst nehme. Denn diese Art der Desavouierung von Kirchenleitungen entspräche neutestamentlichen Prinzipien bestimmt nicht. Frau Sölles Erwähnung, ob die Kirchen als „Agentur des Kapitals den Klassenkampf von oben“ probten, richte sich selbst. Der Kirchenpräsident bedauerte abschließend, daß die Goßner-Mission, die ihrerseits eng mit den Kirchenleitungen in der Bundesrepublik und West-Berlin zusammenarbeitete, Frau Sölle nicht unmittelbar und entschieden entgegengetreten sei.

Von Gossner zu Sölle

Anlässlich des 200. Geburtstages von Johannes Evangelista Gossner, dem Gründer der in Berlin beheimateten Gossner-Mission, fanden in Berlin vom 14. bis 16. Dezember 1953 Festveranstaltungen statt. Im Gemeindehaus der Elias-Gemeinde in Ost-Berlin ging den Veranstaltungen in West-Berlin ein internationales Seminar voran, auf dem sich die Gossner-Mission gemeinsam mit der Christlichen Friedenskonferenz mit dem Thema „Der Beitrag der Christen und Kirchen zur internationalen Solidarität und friedlichen Koexistenz“ beschäftigte. Das Seminar stand unter der Leitung von Pastor Bruno Schottstädt, Carl Ordnung und Eddhard Schützen.

In West-Berlin wurde eine Festveranstaltung vorbereitet, die mit einem Vortrag von Dorothee Sölle über „Christus in der dritten Konfession“ angekündigt war.

In einem kurzen Artikel im Berliner Sonntagsblatt Die Kirche stellte man besonders heraus, daß Gossner mit den Örtlichkeiten kein Glück hatte. So habe das Konsistorium in Berlin dies in Bewegung gesetzt, um ihm die Übernahme einer Pfarrstelle in der Bethlehemskirche (1829) zu erschweren. Gossner habe gemeint, in der Katholischen Kirche sei zuviel Politik, in der Evangelischen zuviel Verwaltung. Darum sei seine Konfession gewesen: „Ich bin ein Christ.“

Hiermit sollte gewiß auf den Thron von Frau Sölle vorbereitend hingewiesen werden. Jedoch sollte man doch nicht vergessen, daß Gossners Christusbekenntnis sich von dem der Frau Sölle fundamental unterschied. Wohl wurde Gossner nicht müde, auf das in Christus gewirkte neue Leben hinzuweisen. Aber sein Dringen auf die Nachfolge Christi hatte ihren tiefen Grund in der Anbetung des Lammes, von dessen Opfer allein wir leben. So wandte sich die Berliner Kirchenleitung mit einem Gutachten von Prof. Harder mit Recht gegen das Bekenntnis von Frau Sölle. Harder schrieb in dem Gutachten der Kirchenleitung u. a.: „Jesus hat nicht an der Veränderung aller Zustände gearbeitet. Er hat keine Revolution gemacht oder geplant. Er ist nicht der erste und wahre, wenn auch gescheiterte Revolutionär. Auch ist es nicht Aufgabe des Christen, in diesem Sinn ‚zu leben wie er lebt‘, nämlich als permanenter Revolutionär, weil er eben so nicht gelebt hat. Der Christ braucht nicht Angst zu haben, daß Jesus umsonst gestorben ist. Im Johannesevangelium (19,30) ist

13

Jesu letztes Wort: ‚Es ist vollbracht.‘ Vollbracht ist der einzigartige Gehorsam. Vollbracht ist die Erlösung. Vollbracht ist das neue Menschsein. Vollbracht ist die Liebe Gottes. Daß dies ‚vollbracht‘ verkündigt und dadurch der Mensch und die Welt verändert wird, versteht sich. Aber zur Vollendung der Welt und des an sich verlorenen und verdammten Menschen vermag der Mensch selbst nichts beizutragen. Er hat allein den zu bezeugen und zu ehren, dem jetzt schon alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist. Er hat dies im Lobpreis, in der Tat und — nicht zu vergessen — im Leiden zu bezeugen.

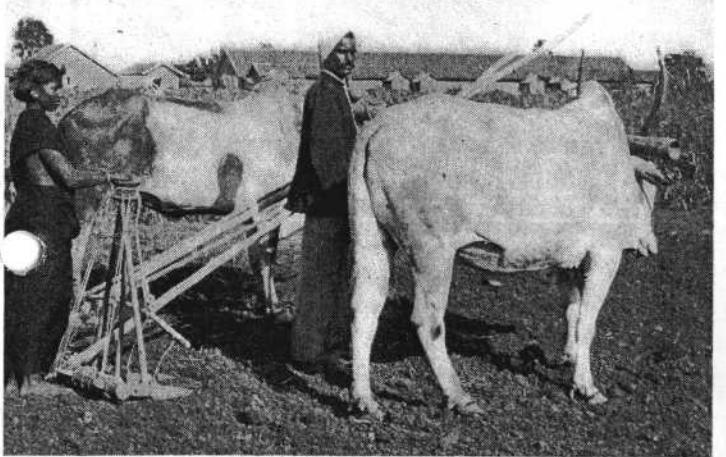
Christus ist auch nicht in den Kirchen verscharrt, selbst im Mittelalter nicht, selbst in einer Zeit der großen Werkerei nicht. Wäre es nämlich so, so gäbe es keine Tradition christlicher Botschaft, keine Bibel, keine Kenntnis von Jesus selbst.“

In Johannes Gossner „Schatzkästchen“ heißt es in einer Betrachtung der Passion Jesu: „Das Leiden Jesu ist, wie wir es immer betrachten, für uns von unaussprechlichem Werte und Verdienste. Er litt für uns in jeder Hinsicht, allervörderst zur Vergebung unserer Sünden, als unser Versöhnner, da sein Verdienst mein Verdienst wird durch den Glauben, und ich ihn ansehe als das Lamm, das meine Sünden büßt und weg nimmt, mir einen gnädigen Gott und Vater machet durch seinen Gehorsam bis zum Tode. Dann zweitens litt und starb er, um uns Gnade, Geist, Kraft und Leben zu erwerben und zu schenken, zur Heiligung und Erneuerung des innern Menschen. Sein Tod ist eine Lebensquelle, ein Heilbrunnen, wodurch alle, die davon trinken, gesund werden. Drittens litt er und starb zum Vorbild und Troste für uns in unserm Leiden und Sterben, daß wir auf ihn sehen und in seine Fußstapfen treten, wie die Apostel deutlich schreiben. Wer ihn immer nur als Versöhnner, und nie auch als Vorbild betrachtet, denkt und handelt nicht apostolisch, so wenig als die, welche ihn nur als Beispiel und Tugendbild, aber nie als Versöhnner vorstellen. Er ist uns Alles. Wir müssen ihn auf keine Weise teilen und zerstückeln, sondern ganz nehmen, wie er sich uns darstellt wie die Apostel ihn uns verkündigen.“

Aber wie auf dem Düsseldorfer Kirchentag das Wort von Frau Sölle in den großen Pluralismus der einander widerstrebenden Zeugnisse eingeplant wurde, so sieht man nun auch in Berlin die Notwendigkeit, dem „Gebot der Stunde zu folgen“. Und das ausgerechnet in der Verbindung von Gossners Christus-Zeugnis und Frau Sölles Lehre von der „Stellvertretung“, die, nach dem Tode Gottes, nun an seiner statt uns zugefallen sei, damit wir „seine Revolution weitertreiben auf sein Reich hin“. Th.



Der indische Pastor Ratnam mit seiner Familie. (Die Fotos in dieser Spalte entnahmen wir einem alten Bildband der Vereinigten Lutherischen Kirche in den USA über die Missionsarbeit in Indien.)



Landwirtschaftliche Schulung durch die Mission



Christi Geburt als Laienspiel

»Radikal und nur bedingt anstellungsfähig«

Zum 200. Geburtstag von Johannes Gossner – Von Martin Seeberg

Im Dezember 1973 finden in Berlin und Mainz Festversammlungen zum 200. Geburtstag von Johannes Gossner, dem Gründer der Gossner Mission, statt.

Daß eine deutsche Missionsgesellschaft den Namen des Gründers trägt, ist durchaus eine Ausnahme und kennzeichnet die prägende Kraft dieses Mannes über seinen Tod im Jahre 1858 hinaus. 60 Jahre danach wurde sogar in Indien von Indern das ehemalige Missionsfeld in »Gossnerkirche« umbenannt. Dabei scheint zwar eine echte Verehrung, aber keineswegs ein peinlicher Personenkult die Ursache. Denn während des Ersten Weltkrieges war in Indien die bisherige Bezeichnung »German Church« (G.C.), Deutsche Kirche, nicht mehr zeitgemäß, und so ersetzte man das »German« durch »Gossner« – und konnte sich so den Topf Farbe für das Überpinseln der Schilder sparen.

Sowohl die Gossnerkirche in Indien als auch die Gossner Mission in Deutschland sind nicht allein die Erben von Johannes Gossner. Ebenso wie die Mission lag ihm die Diakonie am Herzen. Hauptsächlich wirkte er aber durch seine Predigten und mehr noch durch seine Schriften.

Durch seine Predigten kommt er in einen beständigen Konflikt mit der Obrigkeit, denn er ist ein Radikaler in dem Sinne, daß er ganz und gar im Evangelium wurzelt. Als junger katholischer Priester gerät er in den Strom einer Erweckungsbewegung im Süden Bayerns und damit zugleich in den Verdacht der Ketzerrei, die die Herzensfrömmigkeit höher achtet als die Institution der katholischen Kirche.

Von einem Kirchengericht wird er 1802 schließlich auch verurteilt und verbüßt einige Wochen im Priestergefängnis. Einige Jahre später in München: Die

Reaktion in Kirche und Staat verbünden sich, um politische und kirchliche Abweichler mundtot zu machen. Gossners Beichtkinder werden verhört, seine Briefe geöffnet, die Versammlungen bespitzelt. Er muß schließlich die Stadt verlassen.

Man ruft ihn nach St. Petersburg, dem heutigen Leningrad, wo er binnen kurzem wiederum eine große Gemeinde sammelt: Orthodoxe, Katholiken und Protestanten. Sogar der Zar findet sich ein. Aber darauf ist kein Verlaß: Wenige Jahre später erhält Gossner die Order, binnen 48 Stunden das Land zu verlassen. Die Angst vor den revolutionären Bewegungen ist zu groß, und religiöse Erweckung wird als ebenso gefährlich eingestuft.

Nicht anders ergeht es ihm anschließend in Leipzig, wo er eine kleine Hausgemeinde gründet und eines Abends zwei Polizisten die Namen der Besucher aufschreiben. Bei der Vorladung werden ihm auf der Polizei viele Fragen gestellt, schließlich auch, welcher Konfession er sei. Gossner: »Ich bin ein Christ.« »Das ist nicht genug! Sind Sie katholisch, lutherisch oder was sonst?« Gossner: »So, nun weiß ich doch von Amts wegen, daß es mitten in der Christenheit

nicht genug ist, ein Christ zu sein.« Auch aus Leipzig wird er ausgewiesen. Er reist in Schlesien, wo er offiziell zur evangelischen Kirche übertritt, und kommt schließlich nach Berlin. Auch hier begegnet ihm viel Mißtrauen seitens des Konsistoriums und der Pastoren. Er erhält jedoch eine Pfarrstelle, und er wird bald zu einem der bekanntesten Prediger in der Stadt, – seine Predigten dauern bis zu zwei Stunden.

Die größere Gemeinde Gossners ist in der ganzen Welt verstreut. Als unermüdlicher Schriftsteller und Briefeschreiber hat er Verbindungen zu vielen Ländern und Menschen. Seine Auslegungen des Neuen Testaments atmen den Geist Luthers und Zinzendorfs. Volkstümlich und in der ganzen Welt verbreitet sind sein Andachtsbuch »Schatzkästchen« und das Büchlein »Das Herz des Menschen«.

Zu seinen Briefpartnern gehören

Wichern und Amalie Sieveking,

die beide Entscheidendes für den

diakonischen Dienst geleistet

haben. Das Große-Stadt-Elend

lehrt ihn nicht nur zu predigen,

sondern Hilfsmaßnahmen in die

Wege zu leiten. Er gründet

Krankenpflege-Vereine für Män-

ner und Frauen und dann das Elisabeth-Krankenhaus in Berlin-Schöneberg, sowie die ersten Kindergärten der Gossner-Mission. Stolz schreibt er in diesen Jahren, daß er 900 Kinder habe. Den Titel »Vater« Gossner trägt er mit Recht.

Und doch ist er kein Pietist von der milden Sorte. Er kann schroff und eigensinnig sein. Da ist der Streit mit der Berliner Missionsgesellschaft, zu deren Vorstand er zunächst gehört. Er erklärt seinen Austritt, weil ein Missionshaus gebaut werden soll. »Wenn wir jetzt anfangen, Aufwand für die bloße Organisation zu treiben... werden nach und nach Verwaltung, Sitzungen und Formelkram, Missionskonferenzen und internationale Treffen das eigentliche Anliegen überwuchern und in den Hintergrund drängen.« Ferner paßt ihm nicht die zu wissenschaftliche Ausbildung der Missionskandidaten.

Am 12. Dezember 1836 kommen

sechs Handwerker zu Gossner,

die in die Missionsarbeit

gehen wollen. Er nimmt sie auf

– das ist der Gründungstag der

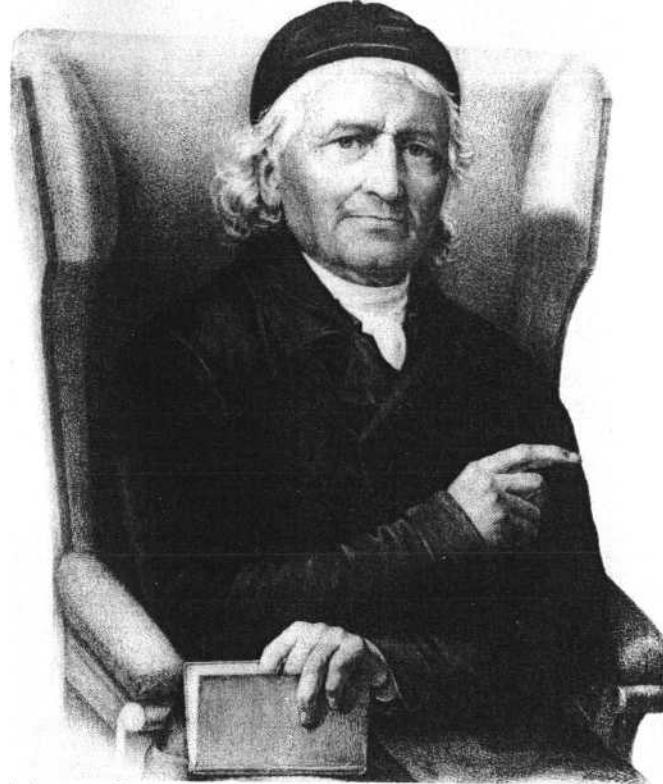
Gossner Mission. 80 Männer

und Frauen werden in den er-

sten zehn Jahren von ihm aus-

gebildet und in den Dienst von

verschiedenen auswärtigen Mis-



Johannes Gossner

sionen nach Afrika, Asien und Amerika ausgesandt. Und dann beginnt die »eigentliche« Missionsarbeit Gossners im Norden Indiens, aus der später die Gossnerkirche entsteht. Fleißig sammelt Gossner Geld – und Nachrichten aus der Missionsarbeit in der ganzen Welt. Als Siebzigjähriger lernt er zu diesem Zweck die englische Sprache. Noch heute ist das von Gossner seit 1834 herausgegebene Blatt mit dem für uns heute merkwürdig klingenden Titel »Die Biene auf dem Missionsfelde« eine Fundgrube für den Missionshistoriker.

Inzwischen ist es eine allgemein bekannte Tatsache, daß alle Kirchen ihre Verantwortung für die Weltmission wahrnehmen. Dennoch ist es einigermaßen zweifelhaft, ob Gossners Aufruf verstanden worden ist. Er hat mit der ganzen Kirche nicht die Summe der Kirchenleitungen und Verwaltungen gemeint, sondern die Gesamtheit der lebendigen Christengemeinden. Die katholische wie auch die evangelische Kirche sind durch Johannes Gossner reicher geworden. Die Geschichte der Kirche Christi lebt nicht von Wiederholungen. Aber die Frage darf erlaubt sein: Wo sind heute die Persönlichkeiten und Gruppen, die den Mut und die Einseitigkeit, den Starrsinn und die Originalität haben, die Ordnung und Organisation geringer zu achten als die Notwendigkeit der Stunde?



Der Titel der von Gossner herausgegebenen Zeitschrift

Aus dem Leben erzählt

ULRICH AFFELD — SCHALKSMÜHLE

Kein Wunder!

Gerade lese ich im Evangelischen Pressedienst, daß sich Frau Dr. Dorothee Sölle für eine neue, politische Frömmigkeit evangelischer und katholischer Christen in einer dritten Konfession eingesetzt hat. Das wäre nichts Bewegendes. Es würde uns auch nicht sonderlich bedrücken, wenn der Anlaß nicht so einmalig gewesen wäre. Denn mittlerweile wundern wir uns über nichts mehr, was im Raum unserer Kirchen vor sich geht. Wohl leiden wir an ihrem Substanzverlust, der augenfällig ist. Uns tut es weh, wenn das Evangelium verkürzt und umgedeutet wird. Besonders schmerzt es uns, wenn dazu der 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Goßner benutzt wird.

Aus diesem Anlaß hat nämlich Frau Dr. Dorothee Sölle auf Einladung im „Haus der Kirche“ in Berlin den Festvortrag gehalten. Kann man es ihr verübeln, wenn sie diese Gelegenheit benützt, ihre Thesen zu vertreten? — Wer sie einlädt, solidarisiert sich mit ihr. Anders können wir es nicht sehen.

Nun gut! — In diesem Festvortrag übte sie starke Kritik an den sogenannten Amtskirchen. Damit meint sie die Kirchen beider Konfessionen. Die Hoffnung auf eine Reform dieser Institutionen erscheint ihr illusionistisch. Was daran richtig oder falsch ist, sei dahingestellt. Uns mißfällt der Aufhänger.

Sie versuchte nämlich in ihrem Festvortrag, die Erfahrungen Goßners aus ihrer Sicht zu vermitteln und weiterzudenken. Dabei ging es ihr vornehmlich um die „neue Konfession“. Sie entstünde in Gruppen, die jeweils die vorgegebenen konfessionellen Zwangsgrenzen überschritten hätten. Jede theologische Fremdbestimmung wie das „Herrschaftswissen“ akademischer Theologie würden jene Gruppierungen für sich und ihren Bereich abwehren. Das seien Erkenntnisse, die Teilnehmer beider Konfessionen aus dem Kölner „Politischen Nachtgebet“ wie den

Schalom-Gruppen in Holland gezogen hätten. Ohne Rücksicht auf das herkömmliche „Genehmigungsdenken“ würden von ihnen die überlieferten Grenzen bestehender Konfessionskirchen überschritten. Man wolle in einer neuen Radikalität des Lebens und der Frömmigkeit ein politisches Christentum zu leben versuchen, das sich im Eintreten für Demokratie und Sozialismus äußere. Demnach ist das wichtigste Merkmal dieser „dritten Konfession“ eine Frömmigkeit, die sich in einem neuen Verhältnis zur Welt ausdrücke. Frau Dr. Sölle sagte wörtlich in diesem Zusammenhang: „Mit Christus verbunden zu sein, bedeute für uns, seinen Weg zu gehen, nicht an seinem Ziel angekommen zu sein.“ — Damit wird der Kreuzestod des Sohnes Gottes völlig belanglos. Für sie ist er der vorzeitige Abbruch eines Lebens, das im Bruchstückhaften geendet hat.

Ihrer Ansicht nach ist bisher der Glaube ein Instrument gewesen, durch das die Wichtigkeit der Welt heruntergespielt wurde. Nunmehr mache er fähig und trage zur Weltveränderung bei. Sehr offen und frei gesteht sie, daß man lediglich in der Absage an den Kapitalismus einig sei, aber für das Ziel des zu praktizierenden Sozialismus habe sie keine eigene Theorie. Sie sehe in der gemeinsamen Stellungnahme beider Kirchen zur Reform des Abtreibungsparagraphen das gefährliche Zusammenspiel „der Ökumene von oben“. Hier habe sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem „glatten Fall ökumenischer Erpressung“ auf das „Niveau des Amtskatholizismus“ herabdrücken lassen. Die Kirchen nähmen als „Agentur des Kapitals“ Gelegenheit, den „Klassenkampf von oben“ zu proben. Niemand dürfe sich diese „isiolierte Cliquenentscheidung“ gefallen lassen. Offenbar ist Frau Dr. Sölle mit der straffreien Abtreibung innerhalb der ersten drei Monate einverstanden. Wer sich nicht am Worte Gottes orientiert, verfällt den Zeitströmungen. Er informiert sich an den Bedürfnissen des Augenblicks und fragt, was der Mensch wolle, und nicht, was Gott gebiete.

Niemand hat in Berlin Frau Dr. Sölle widersprochen, selbst die Vertreter der Goßner-Mission nicht. Lediglich der hessen-nassauische Kirchenpräsident und stellvertretende Ratsvorsitzende der EKD hat ihre kritischen Äußerungen hinternach bedauert und ihr pharisäisches Denken vorgehalten. Sollte das charakteristisch für die ganze Ausrichtung der Goßner-Mission sein? — Wenn das zuträfe, ist uns bange.

Wie so ganz anders war der Weg ihres Gründers, dessen 200. Geburtstag anstand. Als Kind jener Erweckungsbewegung, die damals durch die ganze katholische Kirche Südbayerns ging, war der Kaplan Johannes Evangelista Goßner zum Glauben gekommen. Bekannt sind die Na-

men Martin Boos und Bischof Sailer als Träger jener Erweckung. Bereits als römisch-katholischer Student kam er mit gläubigen evangelischen Schriftstellern wie Matthias Claudius (1740–1815), Jung-Stilling (1740–1817) und Gerhard Tersteegen (1697–1797) in Berührung. Besonders nachhaltigen Eindruck hat auf ihn der Schweizer Johann Kaspar Lavater (1741 bis 1801) gemacht. Er nennt ihn noch zwei Jahre vor seinem Tode den Auserwähltesten. Denn kein Mensch habe auf ihn so eingewirkt wie er.

In jener Zeit regiert die klügelnde Vernunft. Gott wird zur Idee verflüchtigt. Das Wort vom Kreuz und damit von der Sünde wie von der Erlösung fehlt fast auf allen Kanzeln, ob römisch-katholisch, lutherisch oder reformiert. Dennoch gab es Stille im Lande. Die Gemeinde Jesu stirbt nie aus. Es sind die Pietisten, die von den Anhängern der bestimmenden Vernunftsreligion als Dunkelmänner gebrandmarkt werden. Hier ging es nach dem Grundsatz: Wer nicht mit uns ist, steht gegen uns. Das hat Johannes Goßner in seinem Glaubensleben öfter erfahren. Den Ausschlag haben bei dem jungen Kaplan in Stoffenried der blutarme, blinde Häusler Tiberi und die vertrauensvolle, ehrliche Beichte eines zu Fall gekommenen Bauernmädchen gegeben. Bei dem Blinden ist er von der kindlichen Fröhlichkeit dieses geistlich Armen übermannt worden. Während ihm beim Abhören der Beichte des gefallenen Bauernmädchen die tiefbereute Schuld nicht losließ. Goßner erkannte, daß der Herr an ihm handelte. Das Wort eines guten Freundes packte ihn, dem er seine maßlose Untreue klagte. Ja, der Herr müsse treu sein, der Herr selbst, wir könnten es nicht.

Für den jungen Kaplan wie den späteren Prediger und Evangelisten ist solche Bekehrung Ausgangspunkt aller biblischen Verkündigung, echten Seelsorge und jedes missionarischen Handelns. Bezeichnend sind seine Hemmungen bei allen Organisationsfragen. Er hatte eine kindlich-große Angst, daß durch Organisation das organische Leben, das In-Christus-sein, verlorengehen könnte.

Unter dem geheimen Druck einflußreicher Jesuiten wird er am 13. März 1802 vor ein geistliches Gericht in Augsburg geladen. Um seines evangelischen Glaubens willen wird er der Ketzerei verdächtigt, inquiriert und verfolgt. Am Ende ist er zu mehreren Wochen Priestergefängnis zu Göppingen verurteilt worden. Er hat zu leiden gehabt. Die wechselnden politischen Verhältnisse haben ungewollt seinen Weg mitbestimmt. Er hat sich um sie keineswegs gekümmert, sondern hat unpolitisch gelebt und gedacht. Selbst der große völkische Aufbruch in den Freiheitskriegen läßt ihn neutral. Daran ändert sich nichts, wenn auch Martin Boos an ihn als seinen Glau-

bens- und Leidensgefährten zu Recht schreibt, daß ihm der Polizeidiener allezeit den Weg zeigen werde, wohin er gehen solle. Ohne sich aus dem Rahmen der Zeitgeschichte herauszulösen, kennt er nur einen Herrn, dessen Ruf er vernommen hat. Dieser eine ist Jesus Christus.

Es ist zu verstehen, daß derjenige, der so evangelisch glaubt und predigt, keinen Raum mehr in der katholischen Kirche hat. Dennoch darf er als katholischer Priester 20 Jahre lang dieses unverkürzte, biblische Evangelium verkündigen. Erst dann geht sein Weg über Petersburg nach Berlin, wo er zur evangelischen Kirche überwechselt. Stets ging es ihm um die Gemeinschaft mit allen Gläubigen. Die Konfession spielt keine Rolle. Es würde zu weit führen, den einzelnen Stationen im Leben dieses Zeugen der biblischen Botschaft nachzugehen. So viel steht fest, daß er sich nie in die Gedankengänge einer Frau Dr. Sölle hätte einfangen lassen. Sein Dienst war weltumspannend, und doch zielte er auf den einzelnen Menschen ab, daß er mit Jesus Christus zurechtkäme. Zu seiner Gemeinde zählten Menschen verschiedener Bildungsgrade und Berufe. In ihr finden sich Barone, Beamte, Sekretäre, Offiziere, Soldaten, Damen, Künstler, Studenten, Ärzte, Schauspieler, Balletttänzer, Mägde, Knechte, Metzger, Krankenwärter und Kranke. Sie alle hören dankbar und froh das Evangelium vom Sünderheiland.

Das ist etwas anderes, als sich der Welt anzugeleichen. Hier wird die Welt nicht heruntergespielt, sondern ins rechte Licht gesetzt. Was hat Frau Dr. Sölle nur für ein Menschenbild? An ihm werden ihre Erwartungen scheitern. Denn dem Sohn Gottes geht es vornehmlich um die Veränderung der Herzen. Gott ist es um den Menschen zu tun, der ohne den gekreuzigten, auferstandenen, erhöhten und wiederkommenden Herrn verloren ist. Sollte das in der Goßner-Mission gestrichen worden sein? — Dann hat sie das Eigentliche aufgegeben, um dessentwillen alle Mission geschieht — Jesus Christus, den fleischgewordnen Gottessohn.

Als Goßners Name im übelsten Sinne durch alle Zeitungen geht, stellt er diesen Umstand mit folgenden Worten fest: „Mein Name steht nun in allen deutschen Zeitungen. Ich habe ihn aber nicht gelesen. Ich kenne ihn schon. Das wollen wir nicht scheuen und nicht fürchten und deswegen uns kein Haar ausreißen. Aber freuen wollen wir uns, daß unsere Namen im Buch des Lebens stehen, und Sorge tragen, daß sie dort nicht ausgelöscht werden.“

Liegt in dieser Feststellung nicht ein Stück sieghaft überwundenes Leiden des Mannes, dessen Anteil an innerer und äußerer Mission wegweisend gewesen ist? Missionare und Missionsschwestern arbeiten in fast allen Erdteilen. Er

aber sagt über sich selbst: „Von nun an habe ich keinen Anspruch mehr auf eigene Ehre und Ruhm; will nichts mehr mir zuschreiben; die Liebe, die Jesus heißt, wird in mir und durch mich in allem gerühmt, gepriesen und verherrlicht. Ihr gebürt alle Ehre und aller Ruhm; denn sie, die Liebe, hat mich, da ich in Sünden tot war, wieder lebendig gemacht, mich wieder gesucht und gefunden, da ich in der Irre ging und verloren war.“

Dieses Gelöbnis hat Goßner mit Gottes Hilfe durch ein langes, kampferfülltes Leben gehalten.

Das ist etwas anderes als das klassenkampfähnliche, ideologische Wortgefecht der Festrednerin. Ihr fehlt jeder biblische Grund. Deshalb bleibt sie in der Ideologie stecken und kommt nicht zum vollmächtigen Zeugnis. Das aber hat nichts mehr mit Mission zu tun. Es wundert uns nicht, daß sie die Festlichkeiten mitbestreiten darf. Ist es ein Symptom der Irrungen und Wirrnisse unserer Zeit? — Weltüberlegenheit schenkt allein der Glaube an Jesus Christus. Der allein ist unserer Kirche in Diakonie und Mission not.

Umschau

Politisches Engagement der Kirche

Über dieses Thema hat vor kurzer Zeit in Bethel ein Streitgespräch zwischen dem Tübinger Missionswissenschaftler Professor Dr. Peter Beyerhaus wie dem Professor Dr. Walter J. Hollenweger, Missionswissenschaftler an der Philosophischen Fakultät Birmingham, stattgefunden.

Prof. Beyerhaus bezeichnete in seinen Ausführungen die Anerkennung von Befreiungsbewegungen als ekklesiologische Partner einen entscheidenden neuen Sündenfall der ökumenischen Bewegung. Wahr könne sich ein Christ in einer bestimmten Situation einer Befreiungsbewegung anschließen. Jedoch könne es niemals Auftrag der Gemeinde Jesu sein, politische Organisationen finanziell zu unterstützen, sich mit ihren Zielen zu solidarisieren und so dazu beizutragen, politische Systeme revolutionär durch eine bestimmte Strategie zu verändern. Wo Kirchen zum Unrecht in der Welt Stellung nehmen, könne es sich immer nur um einen Einsatz des geistlichen Schwertes handeln, nicht jedoch um eine direkte politische Betätigung. Die politische Aktivität als Kirche sei doch gerade der Irrtum der „Deutschen Christen“ gewesen. Was bei den „Deutschen Christen“ nicht recht war, dürfe den ökumenischen Christen heute nicht billig sein. In diesem Zusammenhang bezeichnete Professor Beyerhaus den Freiheits- und Befreiungsbegriff der gegenwärtigen Diskussion als „farbenblind wie seitengelähmt“. Das gesamte politische Konzept der Befreiungsbewegung breche total zusammen in dem Augenblick, wo es sich um „Unterdrückte, seit Jahren in Konzentrationslagern sitzende Glaubensbrüder oder Intellektuelle der Sowjetunion“ handele. Deswegen sei für ihn der sozialpolitische Einsatz der Kirche für die Befreiung ein Ausdruck der Einseitigkeit und letztlich der Heuchelei.

Dem widersprach Professor Hollenweger. Man müsse doch sehen, daß die offensichtlichen Grausamkeiten in einigen Ländern des südlichen Afrika im Namen des Christentums, der Mission und des Abendlandes ideo-

logisch untermauert würden. Dagegen sei auf die schärfste Weise zu protestieren. Zugleich sei es geboten, denen, die in diesem System unter die Räder geraten seien, in ihrer ersten Not beizustehen. Prof. Hollenweger erinnerte an die Zeit des Nationalsozialismus, in der die Ökumene im Widerstandskampf eine wichtige Rolle gespielt habe. In der Genfer Informationszentrale seien nicht nur geistliche Ratschläge gegeben, sondern auch subversive Pläne geschmiedet worden. So gesehen habe der Sündenfall des politischen Engagements bereits 1939 stattgefunden. Wenn der Weltkirchenrat heute für Menschen in Konzentrationslagern etwas tue, dann stünde das verständlicherweise in den Zeitungen, aber es stimme nicht, daß diesen Leuten nicht beigestanden werde.

Keine Unterstützung für Kirchentag

Die Bekennenden Gemeinschaften nehmen scharf gegen die Ausrichtung des Deutschen Evangelischen Kirchentages Stellung, der vom 11. bis 15. Juni 1975 in Frankfurt am Main stattfinden soll.

Der Kirchentag habe den kirchlichen Pluralismus zementiert, Irrlehren toleriert, sich dem Enthusiasmus geöffnet und im „Sog progressiver Politisierung“ gestanden. Mit dieser Feststellung wenden sich die Vertreter der Bekennenden Gemeinschaften an die Leitungen aller Landeskirchen in der EKD und bitten sie, dem Kirchentag ihre Unterstützung zu entziehen. Wann, so heißt es in der Anfrage an die Landeskirchen, seien endlich die verantwortlichen Kirchenleitungen bereit, die in den kirchlichen Verfassungen anerkannte Grundlage von Schrift und Bekenntnis ernst zu nehmen und der Flut von Irrlehrern wie der pluralistischen Nivellierung Einhalt zu gebieten? Es sei dringend geboten, den bisherigen Weg des Kirchentages nicht weiter fortzusetzen, da sonst die Konsequenzen unabsehbar wären. Kritisiert wird auch, daß der Kirchentag finanziell unterstützt und damit Steuergelder und Gaben der Gemeinde zweckentfremdet und falschen Aufgaben zugeführt würden. Die Stellungnahme schließt, indem festgestellt wird, daß sich die Konfrontation und Polarisierung innerhalb der Kirche verschärfen müsse, wenn der Irrweg des Kirchentages nicht eingesehen werde.

Mitarbeiter-Adressen

Pastor Ulrich Affeld, 5885 Schalksmühle, Am Mathagen 29;
Pfarrer Dr. Gerhard Bergmann, 5884 Halver, Frankfurter Str. 57;
Pfarrer Heinrich Kemner, 3031 Krelingen über Walsrode, Rüstzentrum;
Pfarrer Rolf Scheffbuch, 7 Stuttgart-Degerloch, Haggdornweg 1;
Albrecht-Bengel-Haus, 74 Tübingen, Gartenstraße 57.

z. d. A. 24.4.74

VIB

J. Dittie

CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT GmbH . FRIEDRICH BAHN VERLAG

7750 KONSTANZ . ZASIUSSSTRASSE 8 . POSTFACH 186 . TELEFON (07531) 23054

Christliche Verlagsanstalt GmbH · 775 Konstanz, Postfach 186

Gossner Mission
z.Hd, Frau Schulz

1000 Berlin 41

Handjerystr. 19-20

EINGEGANGEN

11. MRZ. 1974

Erledigt

8. März 74/s

Sehr geehrte Frau Schulz,

anliegend senden wir Ihnen zwei Belegexemplare unseres "Sonntagsgruß" Nr. 13, in dem wir ein Foto von Johannes Evangelista Gossner aufgenommen haben. Die Genehmigung hierzu erteilten Sie uns am 19.11.73.

Nochmals herzlichen Dank und freundliche Grüße

Christliche Verlagsanstalt
GmbH

i.A.

Hülle

Anlagen

Psalm 23

Der Herr gibt mir für meine Arbeit das Tempo an. Ich brauche nicht zu hetzen. Es gibt immer wieder einen Augenblick der Stille, eine Atempause, in der ich zu mir komme. Er stellt mir Bilder vor die Seele, die mich sammeln und mir Gelassenheit geben. Oft lässt er mir mühelos irgendetwas gelingen, und es überrascht mich selbst, wie zuversichtlich ich sein kann. Ich merke: Wenn man sich diesem Herrn anvertraut, bleibt das Herz ruhig. Obwohl ich viel zuviel Arbeit habe, brauche ich doch den Frieden nicht zu verlieren. Er ist in jeder Stunde da und in allen Dingen, und so verliert alles andre sein bedrohliches Gesicht. Oft — mitten im Gedränge — gibt er mir ein Erlebnis, das mir Mut macht. Das ist, als ob mir einer Erfrischung reichte, und dann ist der Friede da und tiefe Geborgenheit. Ich spüre, wie meine Kraft dabei wächst, wie ich ausgeglichen werde und mir mein Tagwerk gelingt. Darüber hinaus ist es einfach schön zu wissen, daß ich meinem Herrn auf der Spur und daß ich jetzt und immer bei ihm zu Hause bin.

Frei übertragen von Toki Miyashina

Alle, die über diese Welt hinaus sich sehnen zu Christus hin, dürfen zuversichtlich hoffen, daß der ihnen noch verborgene Herr sich ihnen offenbaren wird, wenn sie innerlich dafür reif geworden sind.

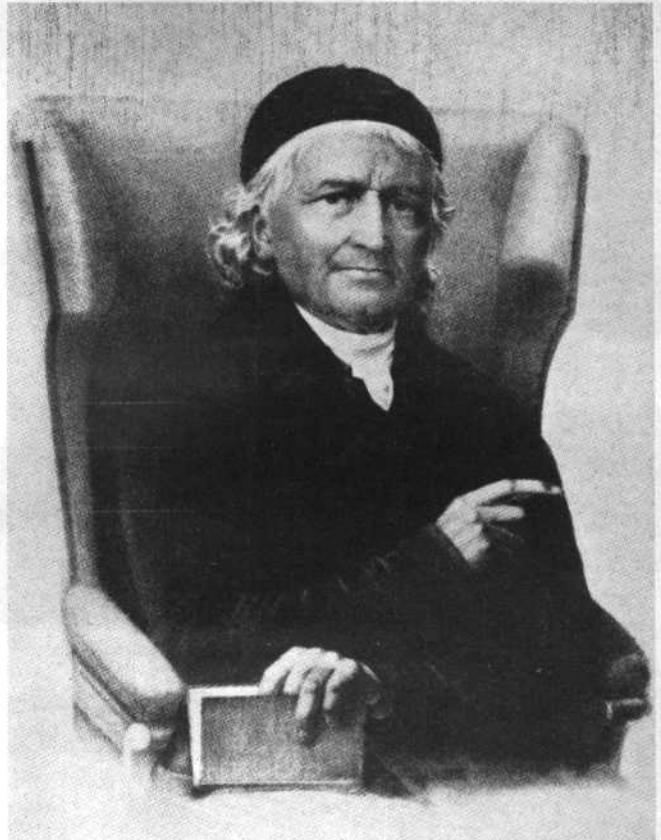
Traugott Hahn, Märtyrer, 1875—1919

Der Gedenktag

Johann Evangelista Goßner

14. Dezember 1773 — 30. März 1858

Das sind seine wichtigsten Stationen:
katholischer Pfarrer in München und Pe-



tersburg, evangelischer Pfarrer in Berlin. Hier gründete er ein Krankenhaus, mehrere Kinderbewahranstalten und eine zweite Berliner Missionsgesellschaft. Siebzehn Jahre wirkte er mit großem Segen an der Bethlehemskirche in Berlin. Seine erbetene und erfahrene Erweckung begann mit diesem Tagebucheintrag: „Ich habe jetzt alle Schulen durchlaufen, hab 14 Jahre viele Lehrer gehabt und bei ihnen immer gelernt; mein Geld, meine Kräfte, meine Zeit verzehrt und alles darauf gewendet, was ich darauf wenden konnte. Und es ist mir doch nicht geholfen. Jetzt wende ich mich zu Dir, Herr Jesus Christus, sei Du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme Dich meiner, zerstöre die Werke der menschlichen Gelehrsamkeit und Weisheit und gib mir Deinen Geist, daß der mich in alle Wahrheit leite, daß mein Glaube stehe, nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes.“

Der „Sonntagsgruß“, ein Blatt in großer Druckschrift, erscheint wöchentlich und kostet halbjährlich DM 2.60 mit Nachlaß bei Mehrbezug. Schriftleitung: Pfarrer Gerhard Löffler, 852 Erlangen, Luitpoldstr. 6^{1/2}. Verlag: Christl. Verlagsanstalt, Konstanz, Zasiusstraße 8, Postfach 186, Postsch.-Kto. Christl. Verlagsanstalt 1817-755 Karlsruhe. — Bitte keine Manuskripte unaufgefordert einsenden. — Mitglied des Gemeinschaftswerkes der Evang. Presse. — Druck: Buchdruckerei Max Jacob, 7750 Konstanz.

seltsames, wehmütiges Lied der Heimatlosigkeit und Einsamkeit, voller Leid und unerfüllter Sehnsucht, dieses Lied der Wölfe. Die harten Züge verloren sich auf den Gesichtern, die angespannten, nervigen Arme lösten sich, langsam kam die Stunde der Menschlichkeit und hielt selbst unter ihnen ihren Einzug.

In jenem entscheidenden Augenblick hörte man von ferne: hartnäckig, eintönig ohne Unterbrechung das Jammern eines Säuglings. Er weinte mit seiner hellen, durchdringenden Stimme so ohnmächtig. Mitten in die Atmosphäre der Wölfe, mitten unter die Patronengurte und Waffen, mitten in den männlichen Geruch der staubigen Leiber traf seltsam fremd die Kinderstimme, um zu sagen, daß sie da war, um zu flehen.

Zuerst fand und traf die Stimme den blonden Palikaren, den Lasos Effendis. Sein Blick ging hin und her, als wollte er sich überzeugen, daß er recht gehört habe; dann schaute er seine Gefährten an, wie um von ihnen etwas zu erfahren, dann blickte er auf den Jannakos. „Was ist das?“ sagte er dann plötzlich. Der Jannakos sah ihm ernst in die Augen: „Gestern ist es geboren“, erwiderte er ihm. „Es ist meine Tochter. Die Mutter ist schwerkrank.“

Das feine, schwache Klagen drang durch die Wände und wurde immer hartnäckiger, immer flehender. Für einen Augenblick herrschte Totenstille unter den Räubern. Schließlich sprang der Lasos auf, stürzte auf Jannakos zu, packte ihn und schüttelte ihn heftig. „Warum hast du mir das nicht gesagt, Kerl?! Warum hast du mir das nicht gesagt?“ brüllte er. Als ob ihn ein plötzliches Unheil befallen hätte, stampfte er mit den Füßen auf den Boden, schlug mit den Händen auf die Brust. Die Patronen in den Gurten schlugen gegeneinander. „Warum hast du mir das nicht gesagt?“ stöhnte er in einem fort, als ob man ihn gezwungen habe, eine furchtbare feige Tat zu tun. Es verging noch eine ganze Weile, bis er sich beruhigte. Dann

Die Bibellese der Woche

Montag, 1. April: Joh. 16,23b—33

Die überwundene Welt

Dienstag, 2. April: Joh. 17,1—5

Jesus Christus erkennen =
ewiges Leben

Mittwoch, 3. April: Joh. 17,6—13

Behaltene Worte

Donnerstag, 4. April: Joh. 17,14—19

Dein Wort ist die Wahrheit

Freitag, 5. April: Joh. 17,20—26

Sie sahen seine Herrlichkeit

Samstag, 6. April: Joh. 18,1—11

Zwischen Schwert und Kelch

fiel er lautlos auf die Bank und blieb so eine Weile liegen. Seine Palikaren standen wortlos neben ihm, um ihn nicht zu stören.

Schließlich erhob er sich. Er war ruhig geworden, und auf seinem trocknen Antlitz war Entschlossenheit zu lesen. „Ruf eine Magd herbei!“ sagte er gebieterisch zu Jannakos. Die alte Frau, die für die kranke, junge Mutter sorgte, kam. Der Lasos zog aus seiner Gürteltasche ein schwarzes Säckchen, den Beutel mit den hundert Goldstücken, die ihm Jannakos geschickt hatte. „Gib das deiner Herrin“, sagte er und reichte ihr den Beutel. „Sag ihr, dies schickt ihr der Lasos als Mitgift für ihre Tochter.“

Er ging zuerst hinaus, die andern Räuber folgten. Am westlichen Himmel zitterten die Plejaden. Es war sehr kühl. Sie kamen zu dem großen Hoftor, wo die Pferde standen, hielten inne. Der Räuberhäuptling grüßte zum Abschied den Jannakos Bibelas mit einem türkischen Gruß. Der gab dem Lasos einen türkischen Gruß zurück. Er saß auf, die Palikaren saßen auf, und sie stoben in die Nacht davon.

Ilias Venesis

zu Sölle - Vorwurf

- 2 -

bdit.



Bischof Hans-Otto Wölber 60 Jahre alt

Engagierter Verfechter der Einigung des Protestantismus

epd Frankfurt a.M., 21. Dezember 73. Der Hamburger Bischof D. Hans-Otto Wölber, Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), vollendet am Samstag, 22. Dezember sein 60. Lebensjahr. Wölber, in Hamburg geboren, studierte Theologie in Bethel, Erlangen und Berlin und wurde nach der Promotion 1942 in Hamburg ordiniert. Nach dem Zweiten Weltkrieg und seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft war er bis 1956 Landesjugendpastor in der Hansestadt, gleichzeitig seit 1946 Mitglied der Jugendkammer der EKD und ab 1954 Beauftragter der VELKD für Jugendarbeit. 1956 wurde er Hauptpastor an der St. Nikolai-Kirche und 1959 Senior der hamburgischen Kirche und damit Stellvertreter des Bischofs.

1964 übernahm Wölber das Bischofsamt der hamburgischen Kirche. Er gehörte von 1967 bis 1970 dem Rat der EKD an und hat seit 1969 das Amt des Leitenden Bischofs der VELKD inne. Wölber wendet sich seit Jahren entschieden gegen die Säkularisierung und Politisierung der Kirche. Zentrales Anliegen ist ihm der interdisziplinäre Dialog zwischen Glaube und Wissenschaft. Die Einigung des Protestantismus, die mit der neuen EKD-Grundordnung angestrebt wird, hat in ihm einen engagierten Fürsprecher. 1965 wurde Wölber die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen verliehen.

(12/133 FS-Voraus 20.12.)

P. Seebay z. KH.

24

Kirchenpräsident Hild weist Kritik von Dorothee Sölle zurück

Zur gemeinsamen Erklärung: "Vorwurf der Erpressung entbehrt jeder Grundlage"

epd Darmstadt, 21. Dezember 73. Als "Ausdruck pharisäischen Denkens" beurteilt der stellvertretende Ratsvorsitzende der EKD, Kirchenpräsident Helmut Hild (Darmstadt), die Einstellung von Dorothee Sölle gegenüber der verfaßten Kirche und ihren Kirchenleitungen, wie sie in ihrem Festvortrag zum Goßner-Jubiläum deutlich wurde. Im West-Berliner "Haus der Kirche" hatte Frau Sölle vor allem die Bemühungen der Konfessionskirchen um ökumenische Gemeinschaft scharf kritisiert. Die Form dieser Kritik, sagte Hild, gebe Anlaß zur Frage an Frau Sölle, ob sie das von ihr so häufig zitierte Neue Testament wirklich ernst nehme. Denn diese Art der Desavouierung von Kirchenleitungen entspräche neu-testamentlichen Prinzipien bestimmt nicht.

Der Vorwurf von Frau Sölle, der Rat der EKD habe sich von der katholischen Seite in der Erklärung zur Reform des Abtreibungsparagraphen erpressen lassen entbehrt nach den Worten des Kirchenpräsidenten jeder Grundlage. Wie Hild sagte, wäre es aber interessant zu erfahren, ob Frau Sölle, ehe sie diese Kritik öffentlich aussprach, sich beim Rat der EKD über die tatsächlichen Vorgänge informiert habe. Er selber stehe einigen Partien dieser Erklärung auch kritisch gegenüber, aber vor solchen Anwürfen müsse sie in Schutz genommen werden. Frau Sölles Erwägung, ob die Kirchen als "Agentur des Kapitals den Klassenkampf von oben" probten, richte sich selbst. Der Kirchenpräsident bedauerte abschließend, daß die Goßner-Mission, die ihrerseits eng mit den Kirchenleitungen in der Bundesrepublik und West-Berlin zusammenarbeitete, Frau Sölle nicht unmittelbar und entschieden entgegentreten sei.

(12/139 FS-Voraus 20.12.)

Ost-Berlin gedachte des 200. Geburtstags von Johannes Gossner

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (18.12.): Des 200. Geburtstages von Johannes Evangelista Gossner, dem Gründer der Gossner Mission, wurde auch in Ost-Berlin gedacht. Im Gemeindehaus der Elias-Gemeinde, dem Ost-Berliner Sitz der Gossner Mission, wies Bischof D. Albrecht Schönherr darauf hin, daß es im Sinne Gossners auch weiterhin gelte, "die missionarische Einheit von Wort und Leben mit Schwerpunkten und langem Atem" zu tun. Schönherr sprach den Wunsch aus, daß Gossner-Leute "dieser Heidenstadt Berlin einen kräftigen Impuls geben" mögen.

Pfarrer Bruno Schottstädt, der Leiter der Gossner Mission in der DDR, hob hervor, daß Gossner die Bedeutung der Gemeinde erkannt habe. "Die Gemeinde Jesu Christi sollte eine ökumenische sein, in der Verbindlichkeit unter den Gliedern gelebt wird." Unter Hinweis auf die viel diskutierte "Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in der DDR" erklärte Schottstädt wörtlich: "Passen wir auf, daß wir alles nicht nur sagen und in Wort und Tat einer solchen Zeugnis- und Dienstgemeinschaft zuwiderhandeln. Passen wir auf, daß wir nicht nur den "Lernprozeß" beschwören und im persönlichen und kirchlichen Leben nicht zur Veränderung bereit sind." Er kündigte an, daß er mit Pfarrer Helmut Orphal im Januar 1974 zum Besuch der Gossner-Kirche nach Indien fahren werde.

Ost-Berliner Kirchenleitung setzt Gespräche in Kirchenkreisen fort

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (19.12.): Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg hat zusammen mit ihrem Vorsitzenden, Bischof D. Albrecht Schönherr, auch im Jahre 1973 ihre "Sonnabendbesuche" in Kirchenkreisen der Landeskirche fortgesetzt. Sinn dieser Besuche ist, daß Kirchenleitung, Pfarrer, kirchliche Mitarbeiter und Gemeindekirchenräte miteinander ins Gespräch kommen. Dabei stellt sich die Kirchenleitung den Fragen und läßt sich über die besonderen Probleme informieren. Der Gedankenaustausch außerhalb der offiziellen Visitationen galt vor allem den Fragen besserer Zusammenarbeit innerhalb der Kirchenkreise: Zusammenarbeit von Pfarrern, von Pfarrern und anderen kirchlichen Mitarbeitern, von Gemeinden auf regionaler Ebene.

Niemöller-Film in Moskau

NEUE ZEIT (19.12.): Während des Weltkongresses der Friedenskräfte in Moskau wurde in der UdSSR ein Dokumentarfilm über das Leben von Pastor D. Martin Niemöller vorgeführt. Der in der BRD entstandene Film, der den Weg dieser bedeutenden kirchlichen und ökumenischen Persönlichkeit zu aktiver Friedensarbeit zeigt, hat beim Publikum in der UdSSR großen Anklang gefunden.

Von Personen

Nach **EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN**: Pfarrer Martin Döring (33) ist mit Wirkung vom 1. Januar 1974 zum Inhaber der Kreisschulpfarrstelle Reinickendorf berufen worden. Pastor Jürgen Rieger (30) ist mit Wirkung vom 1. Dezember 1973 in eine Pfarrstelle der Daniel-Kirchengemeinde in Wilmersdorf berufen worden. Pfarrer Dr. Isbert Schultz-Heienbrok (33) ist mit Wirkung vom 1. Januar 1972 bis 31. Dezember 1975 zum Inhaber einer Provinzialpfarrstelle im Praktisch-Theologischen Ausbildungsinstitut (PTA) berufen worden. Propst Friedrich Schröter (Ost-Berlin), der kürzlich seinen 65. Geburtstag feierte, ist in den Ruhestand getreten. Dr. Friedrich Winter, bisher Dozent für Praktische Theologie am Sprachenkonvikt in Ost-Berlin, hat das Amt des Propstes im Evangelischen Konsistorium in Ost-Berlin übernommen. Dr. theol. habil. Joachim Rogge, Dozent und derzeitiger Rektor am Sprachenkonvikt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg in Ost-Berlin, wurde vom Rat der Evangelischen Kirche der Union im Bereich der DDR zum Mitglied des Kollegiums der Kirchenkanzlei im Nebenamt mit Wirkung vom 1. März 1974 berufen.

Zentralinstitut für Familienberatung legt Arbeitspapiere vor

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (19.12.): Zu den Themen "Familie und Ehe" und "Frau und Mann" legt das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung zwei Arbeitspapiere vor. Die Schrift von Martin Koschorke "Der Mann in unserer Gesellschaft - eine kaum gefährdete Position" enthält einige noch weniger bekannte Tatsachen, so u.a. daß seit einigen Jahren für geschiedene Frauen eine größere Wiederverheiratungswahrscheinlichkeit als für geschiedene Männer besteht. Neu sind auch die Vorergebnisse einer am Zentralinstitut laufenden Reihenuntersuchung, die Einstellungen zu Frau und Mann und beider Berufstätigkeit zu ermitteln sucht.

Diakonisches Werk ermöglicht Heimkind Ferien in Württemberg

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (19.12.): Mit einem Kindertransport des Diakonischen Werks fährt am 21. Dezember das 1 500. Berliner Heimkind zu Gasteltern nach Balingen/Württemberg. In Balingen und Umgebung hatte nach dem Kriege Diakon Horst Werner begonnen, Ferienplätze in Familien für Berliner Heimkinder zu suchen. Viele Kinder wurden regelmäßig wieder eingeladen, und es ergaben sich zahlreiche Dauerpflegeplätze und Adoptionen. Das 1 500. Berliner Heimkind, das nach Balingen eingeladen wurde, ist ein elfjähriger Junge aus dem Evangelischen Kinderheim "Bethanien" in Berlin-Charlottenburg.

Ausstellung im Evangelischen Konsistorium

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (18.12.): Eine Ausstellung mit Werken der beiden Künstler Volkmar Haase und Gerda Rotermund wird gegenwärtig im Evangelischen Konsistorium (Berlin 21, Bachstraße 1-2) gezeigt. Sie enthält Plastiken von Haase und Radierungen, Monographien sowie Lithographien von Gerda Rotermund. Die freischaffende Malerin und Graphikerin, die bereits 1935 eine Ausstellung in Rom zeigte, wurde 1952 mit dem Berliner Kunstpreis ausgezeichnet.

Volkmar Haase lebt als freischaffender Bildhauer in Berlin. 1955 erhielt er bei einem Wettbewerb für die Wandgestaltung im Studentenheim in Eichkamp und 1968 bei einem Wettbewerb für das Schwimmbad Zehlendorf je einen ersten Preis; 1956 wurde er mit dem zweiten Olympischen Kunstpreis für Kleinplastik, 1961 mit dem Förderungspreis der "Großen Berliner Kunstaustellung" ausgezeichnet.

Jahresschlußandacht auf Nikolskoe

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (19.12.): Die Jahresschlußandacht in der Ausflüglerkirche St. Peter und Paul auf Nikolskoe wird am 31. Dezember, 19 Uhr, von Pfarrer Wolfgang Friedrich gehalten. Ein Sonderbus wird um 18.20 Uhr am Bahnhof Wannsee eingesetzt. Eine Jahresschlußandacht um 23 Uhr findet in diesem Jahr nicht statt.

Die Ausflügler-Andacht zum Jahresanfang hält Pfarrer Fritz von der Heydt am 1. Januar 1974, 14.30 Uhr.

23 Tagungen der Sammlung, Stille und Erneuerung werden vom Beauftragten für Retraitearbeit der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Berlin West), Pfarrer Kurt Hauff (Berlin 42, Röblingstraße 123), im Jahre 1974 veranstaltet. Ihre Zeitdauer liegt zwischen zwei und sieben Tagen. Fünf Tagungen finden davon in der Bundesrepublik statt. epd

berliner kirchen report

Aus dem Inhalt

Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Pietismus und Theologie in der DDR

Spenden für "Brot für die Welt"

Weihnachten für den ideologischen Haushgebrauch

Herausgegeben von der Berliner Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Publizistik
Geschäftsführer und redaktionelle Gesamtleitung: Reinhard Henkys

Ausgabe

222

17. Dezember 1973



Dorothee Sölle hielt Festvortrag zum Gossner-Jubiläum

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (17.12.): Ein lebhaftes Plädoyer für eine neue politische Frömmigkeit evangelischer und katholischer Christen in einer "dritten Konfession" hat am Wochenende die Kölner Theologin Dorothee Sölle in Berlin gehalten. Die u.a. durch ihre Beteiligung am Kölner "Politischen Nachtgebet" bekannte Theologin hielt den Festvortrag zum 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Gossner. Die Zentralen der Gossner Mission in West-Berlin und in Ost-Berlin hatten das Jubiläum ihres Gründers zum Anlaß einer Reihe von Veranstaltungen genommen.

Frau Sölle sprach im West-Berliner "Haus der Kirche" mit dem Ziel, wie sie sagte, die Erfahrungen Gossners, der ursprünglich katholischer Priester war, "weiterzudenken und zu vermitteln". Sie übte scharfe Kritik an den "Amtskirchen" beider Konfessionen und bezeichnete die Hoffnung auf Reform dieser Kirchen als illusionistisch. Die von ihnen praktizierte "Ökumene von oben" führe nur zu "Absprachen der Herrschenden untereinander". Den stellte sie die Erfahrungen von Christen beider Konfessionen in Bewegungen wie den Schalon-Gruppen in Holland oder dem Kölner Politischen Nachtgebet gegenüber, die ohne Rücksicht auf das herkömmliche "Genehmigungsdenken" die Grenzen der Konfessionskirchen überschritten und in einer neuen Radikalität des Lebens und der Frömmigkeit ein politisches Christentum zu leben versuchten, das sich im Eintreten für Demokratie und Sozialismus äußere.

Als Beispiel für die "Gefährlichkeit des Zusammenspiels der Ökumene von oben" führte Frau Sölle die kürzlich veröffentlichte gemeinsame Positionnahme der beiden Kirchen zur Reform des Abtreibungsparagraphen an. Hier habe sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem "glatten Fall ökumenischer Erpressung" auf das "Niveau des Amtskatholizismus" herabdrücken lassen. Sie fügte als persönliche Erwürdigung die Frage an, ob dies nicht ein Fall sei, in dem die Kirchen als "Agentur des Kapitals" Gelegenheit nähmen, den "Klassenkampf von oben" zu proben. Man dürfe sich diese "isolierte Cliquenentscheidung" nicht gefallen lassen. Die "neue Konfession" entsteht Frau Sölle zufolge ausschließlich in Gruppen. Diese Gruppen hätten konfessionelle Zwangsgrenzen überschritten. Sie

wehrten sich

wehrten sich gegen theologische Fremdbestimmung und ein "Herrschaftswissen" der akademischen Theologie. Wichtigstes Merkmal der "dritten Konfession" ist nach Frau Sölle eine neue Frömmigkeit, die sich in einem neuen Verhältnis zur Welt ausdrücke. Wörtlich sagte sie: "Mit Christus verbunden zu sein, bedeutet für uns, seinen Weg zu gehen, nicht an seinem Ziel angekommen zu sei". Der Glaube sei nicht mehr ein Instrument, die Wichtigkeit der Welt herunterzuspielen, vielmehr mache er fähig zur Weltveränderung. Die traditionelle christliche Ohnmachtserfahrung werde überwunden. Die Formulierung eigener Glaubensbekennnisse führte Frau Sölle als Beispiel für das auch im kirchlichen Raum zu praktizierende Demokratieverständnis dieser Gruppen an. Für das Ziel des Sozialismus hätten sie keine eigene Theorie. Einig sei man sich in der Absage an den Kapitalismus. Unter Berufung auf Ernesto Cardenal sagte Frau Sölle, man könne zum Beispiel nicht Christ sein und "Verbündeter der faschistischen Nato-Länder".

Ehrhard Eppler: Kirchen-Erklärung zu § 218 bedeutet Rückschritt

FRANKFURTER RUNDSCHEIN (15.12.): - epd - Bedauert hat das Mitglied des SPD-Präsidiums und der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Bundesminister Erhard Eppler, daß sich in der gemeinsamen Erklärung des Rates der EKD und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz zur Reform des Abtreibungsparagraphen 218 von 7. Dezember die früheren Stellungnahmen der evangelischen Kirche schwer wiederzuerkennen seien. Die Ablehnung der Fristenregelung und die ungewöhnlich strenge Eingrenzung der Indikation bedeute eine Zurücknahme dessen, was bisher von Rat und auch von einigen Gruppierungen innerhalb der katholischen Kirche in die Diskussion eingebracht worden sei. (...)

Während die Erklärung des Rates vom 5. April 1973 mit ihrer Forderung, "Indikationen dürfen nur dazu dienen, Fälle menschlicher Ausweglosigkeit sachgemäß zu erfassen", die Tür zur Ermittlung weiterer Indikationslagen offengelassen habe, ist diese Möglichkeit nach Ansicht Epplers jetzt nicht mehr gegeben. Daher begrüßt er auch die Stellungnahme des hannoverschen Bischofs Eduard Lohse, der gerne in Richtung auf eine Notlagenindikation weitergegangen wäre. (...)

Spenden für "Brot für die Welt"

EVANGELISCHER PRESSEDIENST BERLIN (17.12.): Den Höhepunkt für die 15. Aktion "Brot für die Welt" bilden traditionsgemäß die Kollekten in den Weihnachtsgottesdiensten - vorwiegend am Heiligen Abend.

In West-Berlin wurden bei der letzten Aktion insgesamt 1 331 115 DM gespendet. Das Gesamtergebnis seit dem Beginn der Aktion "Brot für die Welt" im Jahre 1959 beträgt im Bundesgebiet und West-Berlin insgesamt 349 930 564 DM.

Auch am kommenden Wochenende werden Sondereinsätze mit Posaunenchören, Marktständen und Leierkästen in den verschiedensten Stadtteilen auf die 15. Aktion "Brot für die Welt" hinweisen und Spenden erbeten.

Spenden können auch eingezahlt werden auf die Konten des Diakonischen Werks, Berlin 41, Postscheckkonto Berlin West Nr. 103 100-106 oder Berliner Commerzbank AG, Konto 12/122 888 100.

(14.12.): Pastor Gerhard Thomas (39), seit 1968 Gemeindepfarrer in Burg Stargard und vorher in Retgendorf bei Schwerin, ist von der mecklenburgischen Kirchenleitung zum 1. Januar 1974 in die zweite Pfarrstelle für den kirchlichen Presse- dienst berufen und zugleich mit der ökumenischen Information in der Landeskirche beauftragt worden. Pastor Thomas, der bereits seit 1972 Vorsitzender des Pressebeirates der Landeskirche war und an der "Mecklenburgischen Kirchenzeitung" mitarbeitete, wird neben Chefredakteur Kirchenrat Werner Schnoor als Redakteur der Kirchenzeitung tätig sein.

epd

Gedenkveranstaltungen zum 200. Geburtstag Gossners in West- und Ost-Berlin

epd Berlin, 6. Dezember 73. Anlässlich des 200. Geburtstages von Johannes Evangelista Gossner, dem Gründer der Gossner Mission, finden in Berlin vom 14. bis 16. Dezember Festveranstaltungen statt.

Als katholischer Priester aus seiner Heimat in Bayern vertrieben, verbrachte Gossner einige Jahre in St. Petersburg. Dort sammelte er eine Gemeinde von Protestanten, Orthodoxen und Katholiken um sich. Schließlich wurde Berlin, nachdem er evangelischer Pfarrer geworden war, seine Wirkungsstätte. Als Prediger an der Böhmischen Bethlehems-Gemeinde, Gründer des Elisabeth-Krankenhauses und zahlreicher Kindergärten machte er sich einen Namen. Noch bekannter wurde er durch seine Bücher und durch die Missionare, die er von Berlin aus nach Amerika, Afrika, Australien und schließlich nach Indien sandte. Dort wurde das ehemalige deutsche Missionsfeld später in Gossnerkirche umbenannt.

In West-Berlin findet am 15. Dezember, 15 Uhr, im Haus der Kirche (Berlin 12, Goethestraße 27) eine Festveranstaltung statt, auf der Dorothee Sölle (Köln) einen Vortrag über "Christsein in der dritten Konfession" halten wird. Um 19 Uhr ist eine Abendandacht in der Kapelle des Elisabeth-Krankenhauses (Lützowstraße 24-26) und um 20 Uhr im Haus der Mission (Berlin 41, Handjerystraße 19/20) ein Treffen aller Mitarbeiter der Gossner Mission vorgesehen. Den Festgottesdienst im Gossner-Saal des Missionshauses hält am 16. Dezember, 10 Uhr, Missionsdirektor Martin Seeberg. Um 11.30 Uhr treffen sich die Freunde Gossners am Haupteingang des Friedhofs Mehringdamm 21 zu einer Gedächtnisfeier am Grabe Johannes Evangelista Gossners.

Die Gossner Mission in der DDR veranstaltet ebenfalls am 14. und 15. Dezember eine Gedenkfeier. Dazu werden auch Gäste aus einigen west- und osteuropäischen Ländern, aus der UdSSR und Indien erwartet. Am 14. Dezember wird Pastor Bruno Schottstädt, der Leiter der Gossner Mission, über "Gossner in seiner Zeit - wir in unserer Zeit" sprechen. Die Predigt im Festgottesdienst am 15. Dezember hält Generalsuperintendent i.R. D. Günther Jacob. Den Abschluß bildet eine Podiumsdiskussion "Der Dienst der Kirchen in der Welt und der Beitrag der Gossner Mission".

Der Gedenkveranstaltung voraus geht vom 11. bis 13. Dezember ein internationales Seminar, auf dem sich die Gossner Mission gemeinsam mit der Christlichen Friedenskonferenz mit dem Thema "Der Beitrag der Christen und Kirchen zur internationalen Solidarität und friedlichen Koexistenz" beschäftigen wird. Das Seminar steht unter der Leitung von Pastor Bruno Schottstädt, Carl Ordnung und Eckhard Schülzgen. Beide Veranstaltungen finden am Ost-Berliner Sitz der Gossner Mission im Gemeindehaus der Elias-Gemeinde (Göhrener Straße 11) statt.

Kirche gedenkt der Erklärung der Menschenrechte

epd Berlin, 6. Dezember 73. An die West-Berliner evangelischen Gemeinden hat das Konsistorium die Bitte gerichtet, sich anlässlich des Tages der Menschenrechte mit der am 10. Dezember 1948 von den Vereinten Nationen verabschiedeten Deklaration zu befassen. Die Pfarrer werden gebeten, in den Gottesdiensten am 9. Dezember und anderen Gemeindeveranstaltungen auf die Frage der Menschenrechte in geeigneter Weise einzugehen.

Eingegangen

14. DEZ. 1973

Eredigt:

Nr. 223

17. Dezember 1973

Dorothee Sölle plädiert für "dritte Konfession"**Scharfe Kirchenkritik im Festvortrag zum Gossner-Jubiläum**

epd Berlin, 17. Dezember 73. Ein lebhaftes Plädoyer für eine neue, politische Frömmigkeit evangelischer und katholischer Christen in einer "dritten Konfession" hat am Wochenende die Kölner Theologin Dorothee Sölle in Berlin gehalten. Die u.a. durch ihre Beteiligung am Kölner "Politischen Nachtgebet" bekannte Theologin hielt den Festvortrag zum 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Gossner. Die Zentralen der Gossner Mission in West-Berlin und in Ost-Berlin hatten das Jubiläum ihres Gründers zum Anlaß einer Reihe von Veranstaltungen genommen.

Frau Sölle sprach im West-Berliner "Haus der Kirche" mit dem Ziel, wie sie sagte, die Erfahrungen Gossners, der ursprünglich katholischer Priester war, "weiterzudenken und zu vermitteln". Sie übte scharfe Kritik an den "Amtskirchen" beider Konfessionen und bezeichnete die Hoffnung auf Reform dieser Kirchen als illusionistisch. Die von ihnen praktizierte "Ökumene von oben" führe nur zu "Absprachen der Herrschenden untereinander". Dem stellte sie die Erfahrungen von Christen beider Konfessionen in Bewegungen wie den Schalom-Gruppen in Holland oder dem Kölner Politischen Nachtgebet gegenüber, die ohne Rücksicht auf das herkömmliche "Genehmigungsdenken" die Grenzen der Konfessionskirchen überschritten und in einer neuen Radikalität des Lebens und der Frömmigkeit ein politisches Christentum zu leben versuchten, das sich im Eintreten für Demokratie und Sozialismus äußere.

Als Beispiel für die "Gefährlichkeit des Zusammenspiels der Ökumene von oben" führte Frau Sölle die kürzlich veröffentlichte gemeinsame Stellungnahme der beiden Kirchen zur Reform des Abtreibungsparagraphen an. Hier habe sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem "glatten Fall ökumenischer Erpressung" auf das "Niveau des Amtskatholizismus" herabdrücken lassen. Sie fügte als persönliche Erwägung die Frage an, ob dies nicht ein Fall sei, in dem die Kirchen als "Agentur des Kapitals" Gelegenheit nähmen, den "Klassenkampf von oben" zu proben. Man dürfe sich diese "isolierte Cliquenentscheidung" nicht gefallen lassen.

Die "neue Konfession" entsteht Frau Sölle zufolge ausschließlich in Gruppen. Diese Gruppen hätten konfessionelle Zwangsgrenzen überschritten. Sie wahrten sich gegen theologische Fremdbestimmung und ein "Herrschaftswissen" der akademischen Theologie. Wichtigstes Merkmal der "dritten Konfession" ist nach Frau Sölle eine neue Frömmigkeit, die sich in einem neuen Verhältnis zur Welt ausdrücke. Wörtlich sagte sie: "Mit Christus verbunden zu sein, bedeutet für uns, seinen Weg zu gehen, nicht an seinem Ziel angekommen zu sein."

Der Glaube

Der Glaube sei nicht mehr ein Instrument, die Wichtigkeit der Welt herunterzuspielen, vielmehr mache er fähig zur Weltveränderung. Die traditionelle christliche Ohnmachtserfahrung werde überwunden. Die Formulierung eigener Glaubensbekenntnisse führte Frau Sölle als Beispiel für das auch im kirchlichen Raum zu praktizierende Demokratieverständnis dieser Gruppen an. Für das Ziel des Sozialismus hätten sie keine eigene Theorie. Einig sei man sich in der Absage an den Kapitalismus. Unter Berufung auf Ernesto Cardenal sagte Frau Sölle, man könne zum Beispiel nicht Christ sein und "Verbündeter der faschistischen Nato-Länder".

(FS-Voraus 17.12.)

Weihnachtliches Turmblasen und Kantate-Gottesdienst in Neu-Westend

epd Berlin, 17. Dezember 73. Auch in diesem Jahr findet wieder das traditionelle weihnachtliche Turmblasen in der Evangelischen Kirchengemeinde Neu-Westend (Eichenallee 53) am Heiligabend von 22 bis 22.50 Uhr statt. Es wird vom Bläser-Ensemble der Kantorei Neu-Westend unter Leitung von Helmuth Pein durchgeführt. Im Anschluß an das Turmblasen ist um 23 Uhr in der Kirche eine Christvesper.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, 26.12., wird um 10 Uhr ein Kantate-Gottesdienst gehalten. Chor und Vokal-Ensemble der Kantorei Neu-Westend und ein Kammerorchester unter der Leitung von H. Pein führen die Kantate zum zweiten Weihnachtstag aus dem Weihnachtsoratorium und das Brandenburgische Konzert Nr. 4 von Johann Sebastian Bach auf. Die Predigt hält Prof. D. Dr. Oskar Söhngen. Während des Gottesdienstes werden Kleinkinder im Gemeindehaus betreut.

Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Pietismus und Theologie in der DDR

epd Berlin, 17. Dezember 73. Ihre nächste Jahrestagung hält die Arbeitsgemeinschaft Pietismus und Theologie in der DDR vom 5. bis 7. Februar im Haus "Gottesfriede" in Woltersdorf bei Berlin. Thema der Tagung, deren Hauptreferat der Leipziger Theologe D. Dr. Gottfried Voigt halten wird, ist "Die Gaben, der Geist, der Christus". Die Tagungsleitung hat Pfarrer Lic. Helmut Appel aus Karl-Marx-Stadt, Vorsitzender des Landesverbandes der landeskirchlichen Gemeinschaften in Sachsen. Die Arbeitsgemeinschaft Pietismus und Theologie versteht sich als Forum verschiedener Richtungen des älteren und neueren Pietismus und der Erweckungsbewegungen, die sich zu gemeinsamer theologischer Arbeit treffen.

Dr. André Appel, Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes in Genf, wurde, wie die in Ost-Berlin erscheinende "Neue Zeit" am 15. Dezember berichtet, vom Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigenwasser, in Ost-Berlin empfangen. An dem Gespräch nahmen auch Fritz Flint, Stellvertreter des Staatssekretärs, und Oberkirchenrat Fritz Heidler, Leiter des Lutherischen Kirchenamtes in der DDR, teil.

epd

Dr. Friedrich Bartsch 75 Jahre

epd Berlin, 17. Dezember 73. Kirchenrat Dr. Friedrich Bartsch, langjähriger Leiter der Evangelischen Verlagsanstalt, des Evangelischen Schrifttumsdienstes und Referent für Presse, Schrifttum und Öffentlichkeitsarbeit bei der Berliner Stelle der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland, begeht am 24. Dezember seinen 75. Geburtstag.

Ursprünglich Germanist - 1924 schloß er sein germanistisches Studium mit der Promotion zum Dr. phil. ab - wandte sich Friedrich Bartsch bald der freien kirchlichen Arbeit zu. 1926 wurde er Mitarbeiter von Prof. D. August Hinderer in der evangelischen Presse- und Volksbildungsarbeit. Mit Jochen Klepper, Harald Braun, Kurt Ihlenfeld, Rudolf Alexander Schröder, Reinhold Schneider und Werner Bergengrün gehörte er in den zwanziger Jahren zum Eckart-Kreis. 1928 gründete er den Deutschen Verband evangelischer Büchereien, 1945 die Evangelische Verlagsanstalt in Ost-Berlin. Weit über kirchliche Kreise hinaus ist Friedrich Bartsch als Initiator des "Zeitspiegel", des Evangelischen Forums Berlin, dessen Kuratorium er noch angehört, und der Arbeitsstelle "Kirche und Buch" bekannt geworden. Auch der Aufbau der über 10.000 Bände zählenden Informations-Bibliothek im Haus der Kirche in Charlottenburg ist sein Werk.

Bis 1967 gehörte Dr. Bartsch zum Vorstand des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Presse. Noch heute ist er Vorsitzender der Evangelischen Buchhilfe e.V. (Kassel). 1956 war ihm vom Rat der EKD in Anerkennung seines vielfältigen publizistischen Wirkens der Titel "Kirchenrat" verliehen worden. Mit dem Kronenkreuz in Gold wurde er 1971 ausgezeichnet.

Spenden für "Brot für die Welt"

epd Berlin, 17. Dezember 73. Den Höhepunkt für die 15. Aktion "Brot für die Welt" bilden traditionsgemäß die Kollekten in den Weihnachtsgottesdiensten - vorwiegend am Heiligen Abend.

In West-Berlin wurden bei der letzten Aktion 1.331.115 DM gespendet. Das Gesamtergebnis seit dem Beginn der Aktion "Brot für die Welt" im Jahre 1959 beträgt im Bundesgebiet und West-Berlin insgesamt 349.930.564 DM.

Auch am kommenden Wochenende werden Sondereinsätze mit Posaunenchören, Marktständen und Leierkästen in den verschiedensten Stadtteilen auf die 15. Aktion "Brot für die Welt" hinweisen und Spenden erbeten.

Spenden können auch eingezahlt werden auf die Konten des Diakonischen Werkes, Berlin 41, Postscheckkonto Berlin West Nr. 103 100-106 oder Berliner Commerzbank AG, Konto 12/122 888 100.

Christvespern auf Nikolskoe

epd Berlin, 17. Dezember 73. Für die Christvespern am Heiligabend in St. Peter und Paul auf Nikolskoe um 15, 16 und 17 Uhr gibt es, wie das Pfarrbüro mitteilt, keine Karten mehr. Dagegen können die Gottesdienste um 19, 21 und 23 Uhr noch besucht werden. Kostenlose Karten können in der Küsterei der Kirche - am besten mit Freiumschlag - bestellt werden (Kirchbüro St. Peter und Paul auf Nikolskoe, 1 Berlin 39). - BVG-Busse verkehren ab Bahnhof Wannsee um 18.20, 20.20 und 22.20 Uhr und fahren nach Ende der Gottesdienste zum Bahnhof Wannsee zurück.

Ein ökumenischer Christ: Johannes Evangelista Gossner

Er war katholischer Priester in Bayern, evangelischer Religionslehrer in Düsseldorf, Erweckungsprediger im Rußland Alexanders I. und schließlich evangelischer Gemeindepfarrer an der Bethlehemskirche zu Berlin.

Mit den Obrigkeitkeiten hatte er kein Glück. Die katholische stellte ihn (1802) vor ein geistliches Gericht in Augsburg und inhaftierte ihn. Das Evangelische Konsistorium in Berlin setzte alles in Bewegung, um ihm die Übernahme der Pfarrstelle an der Bethlehemskirche (1829) zu erschweren. Gossner meinte, in der katholischen Kirche sei zuviel Politik, in der evangelischen zuviel Verwaltung. Als er einmal in Leipzig Hausbibelstunden hielt, vermutete die weltliche Obrigkeit politische Umtreibe und schickte ihm die Polizei auf den Hals. Beim Verhör wurde er nach seiner Konfession gefragt. Gossner antwortete: „Ich bin ein Christ.“ Der Polizei schien diese Auskunft ungenügend. Darauf meinte Gossner, er wisse nun „von Amts wegen“, daß es nicht genüge, inmitten der Christenheit ein Christ zu sein.



Es fällt schwer, auf knappem Raum alle Initiativen aufzuzählen, die von diesem Mann ausgingen. Wie er sein Leben lang von Ort zu Ort, von Land zu Land zog, fast ruhelos, so setzte er vieles in Bewegung, manches davon war noch zu groß für die Christenheit seiner Zeit. Er gründete eine Missionsgesellschaft (1836) in Berlin. Weil er mit offenen Augen das Elend des Großstadtproletariats sah, richtete er neben zahlreichen Kindergärten auch das erste Krankenhaus in Berlin, das Elisabethkrankenhaus (1837). Eine Kirche in Indien

trägt — eine wohl einmalige Ausnahme — seinen Namen: die Evangelisch-Lutherische Gossnerkirche. Er widmete sich der Arbeit an den Kindern ebenso, wie er seelsorgerliche Bücher für die Erwachsenen schrieb. Johannes Evangelista Gossner war ein ökumenischer Christ, allein und unmittelbar gebunden an Jesus Christus. Über diese Bindung sagte er kurz vor seinem Tod — am Karfreitag des Jahres 1858: „Wenn ich ihn nur habe, lasse ich gern mich selbst.“

nn

Die tollen Zwanziger

Der „verwegene Menschenschlag“ läßt grüßen: diese Kabarett-Revue aus dem Berlin zwischen 1918 und 1933 ist mehr als nostalgischer Publikumserfolg — sie läßt auch den, der es nicht miterlebte, etwas vom kessen, aggressiven, gefühligen Zeitgeist spüren, — sie ist mehr als amüsant, witzig und unterhaltsam: sie läßt die damalige Zeit und damit auch unsere Zeit um einiges besser verstehen. Bei einer so umfangreichen Programm-Folge wie dieser (nach zweieinhalb Stunden langweilt sie noch immer nicht) steht Gutes neben weniger Guten, versteht sich; aber verdienstvoll erscheint, daß man sich nicht nur ans Gängige, Bekannte, Erfolgreiche hielt. Manches erscheint nicht nur aufpoliert, sondern wie neu geschrieben. Wer nennt nicht die Namen, wer kennt nicht die Melodien von damals? Hervorzuheben ist, daß die Präsentation keine Wünsche offenließ. Es wurde flott, geistreich und gekonnt gespielt, und zu erwähnen bleibt, daß es sich hier um ein äußerst ansehnswertes Gastspiel der Deutschen Kammer spiele Buenos Aires handelt. Daß dieser sympathischen Truppe, wie man hört, in Bonn der finanzielle Hahn zugesdrehrt wurde, kann man je nach Entwicklungsstand mit Verwunderung, Resignation oder Empörung registrieren. Der Beifall jedenfalls fürs gekonnte Kabarett war überaus herzlich.

Kircher

Aus dem Orgelmuse

Im Rahmen des „Synchro staltungsreihe zum 100jährigen Berliner Kirchenmusikerverein in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche“ fand ein Orgelkonzert statt, dessen Progr Auszahl — nur etwas zu lang — 500 Jahre führte und noch verlängert wurde, daß in der auftrat. Zum Eingang spielte disponierte Schlicks „Maria Magdalena“; das Capriccio sang Georges Bizet dieses Stückes, wie es in alten Musikbüchern üblich war. Variationen von Bach, die auf Straube von Max Reger dienten, wurden und als Pedalstudien rigkeitsgrad zu verstehen s Weizien. Die Literatur an Vokalmusik (also für 2 Spieler) war gering. Gustav Adolf Merkau schrieb in d-Moll op. 30, die H Schulz schwungvoll gestaltete. Franz Liszt ist reichlich unbekannt, den Charakter eines Salonorchester spielt das Werk übrig, das durch Pedaltriller des Liszt-Stils beinhaltet. „des Pauvres“ bewegt sich etwas langatmiger polyton. Das Werk wurde von Georg Dörr von der Kantorei Wannsee gesungen. Charles Ives „Variations über den Hymnus „Herr Jesu Christ, wir danken dir““ (Variationen über „Herr Jesu Christ, wir danken dir“) sind in ihrer banale Überbieterisch. Schade um den Klang, den Axel Becker an schwenden mußte.

Theater am Kurfürstendamm

Der Mann, der sich nicht traut

Ehe mancher Mann Ehemann wird, hat mancher Mann andere Vorstellungen: nicht anders der Held dieser publikumswirksamen Boulevard-Komödie, der sich nicht traut (zu heiraten), wohl aber andere — er ist Standesbeamter. Dieser nicht unwitzigen Situation hat Curth Flatow in seinem neuen Stück zweieinhalb Stunden pointenreichen Unterhaltungstheaters abgewonnen, das Freunde dieser Art der Bühnenkunst voll auf ihre Kosten kommen läßt, wie der von Gelächter untermalte Beifall bewies. Am Erfolg beteiligt sind neben dem Autor der für leichtständige und stets gekonnte Regie ausgewiesene Wolfgang Spier, der geschmackvolle Bühnenbildner Wladimir Udinoff und inmitten eines zuverlässig spielenden Ensembles der Mann des bewährten Charmes: Georg Thomalla. K.

Hohe Messe

Traditionellem Brauch demie entsprechend, die h. Seb. Bachs am Bußtag auf Werk unter dem neuen Dirigenten in der Philharmonie neu zu dorf erwies sich als kundiger pellmeister mit jahrelanger

Unbequemer Herr aus Bayern findet Bismarcks Beifall

Zum 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Gossner — Vom „Stubenprediger“ in Berlin zum Missionsgründer

„Handelt es sich um eine berühmte Persönlichkeit?“ — Ja. „Name?“ — Gossner, Johannes Evangelista, geboren 14. Dezember 1773 im bayerischen Schwaben, dem Nest Hansen, gestorben 30. März 1858 in Berlin, beigesetzt auf dem Bethlehemfriedhof am Mehringdamm. Von der Verwaltung des Friedhofes der Jerusalem- und Neuen Kirchengemeinde werde ich an den lutherischen Teil der Verwaltung des Bethlehemfriedhofes auf dem großen Gottesacker am Mehringdamm verwiesen. Zwischen Jerusalem und Bethlehem liegt der Dreifaltigkeitsfriedhof, erst wenn dieser durchschritten ist, kann die Gemeinde, die sich heute 11 Uhr 30 an Gossners Grab versammelt, seiner gedenken. Anlaß der Gedächtnisfeier ist der 200. Geburtstag dieses Mannes Johannes Gossner, der zu seiner Zeit weltlichen wie geistlichen Herren ebenso zusetzte wie diese ihm. Gefeiert wird im Westteil der Stadt wie im Ostteil; seiner gedacht wird in Indien ebenso wie in Afrika, 115 Jahre nach dem Tode „Vater Gossners“, so genannt, weil er die ersten „Kinderwarteanstalten“ und das erste kirchliche Krankenhaus (Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in der Tiergarter Lützowstraße, 1837) in Berlin gründete, bescheinigt Gossner-„Sohn“ Martin Seeberg (Missionsdirektor der Gossner-Mission in Berlin) dem „Vater“: „Radikal und nur bedingt anstellungsfähig“.

Radikal, weil er ohne Kompromisse dem Evangelium verpflichtet war, sich aber bereits als Mittzwanziger und katholischer Priester der „Allgäuer Erweckungsbewegung“ anschloß, die dann um sich griff und ihn in den Verdacht der Ketzerrei brachte und dann auch (1802) ins Priestergefängnis, wozu ihn ein Kirchengericht verurteilte. Ihm kam damals schon der Gedanke, zum reformierten Bekenntnis überzugehen, unterließ es aber auf Rat von Freunden.

Von Düsseldorf nach Petersburg

Er geriet dann in München in Konflikt mit Staat und Kirche, beim Regierungswechsel in Bayern mußte er das Land verlassen und ging als Schulmeister vorübergehend in die junge

Ihre Lohn- und Gehaltsabrechnung kann Sie bedeutend weniger Zeit und Nervenkosten. Wir beweisen es Ihnen. Fordern Sie unsere Informationsbroschüre S 21 an. Kostenlos und unverbindlich.

taylorix

Wichmannstr. 6 Tel. 2611444

preußische Provinz nach Düsseldorf. Dort bekam er abermals Ärger und wurde durch Vermittlung einer Zarenfreundin vom russischen Kultusminister Golycin nach St. Petersburg gerufen. Dort war er dann ein paar Jahre hindurch katholischer Pfarrer in der Malteserkirche. Hier fand er eine Gemeinde nach seinem Geschmack: „Aus allen Nationen, Konfessionen und Religionen“, darunter Juden und Moslems. Die Malteserkirche wurde bald zu eng, ein Ballsaal wurde zum Predigssaal. Gossners Erweckungsbewegung greift von Petersburg auf Finnland über. Von Österreich aus sah Metternich mit Grimm Gossner wirken und nahm Einfluß auf den Zaren, ja forderte dessen Ausweisung aus Russland. Sein Gönner, Kultusminister Golycin, stürzte und



Johannes Evangelista Gossner. Der Ruhelose fand die letzte Ruhe 1858 auf dem Bethlehemfriedhof am Mehringdamm.

Gossner mußte zurück, und zwar nach Leipzig. Dort trat er dann (1826) über zur evangelischen Kirche, betätigte sich als „Stubenprediger“, schreibt viel, unter anderem einen Kommentar zum Neuen Testament, erregt den Argwohn der Polizei, wird gefragt, welchen Glaubens er sei und antwortet: „Ich bin ein Christ“. An der Reaktion der Beamten sieht er, daß es „von Amts wegen“ nicht genüge, inmitten der Christenheit ein Christ zu sein.

Nach Leipzig kommt Schlesien und nach Schlesien Berlin. Und in Berlin verlangt das Evangelische Konsistorium von Gossner, daß er erst ein ordentliches Examen ablegen müsse, um in ihre Dienste zu treten. Dazu war dieses Amt nur bereit, als der Kronprinz, späterer König Wilhelm IV., entsprechend intervenierte zugunsten des erfahrenen Predigers. Das Examinierten brachte Gossner hinter sich, doch die Stelle als Prediger in der aus allen Nächten platzenden Sophienkirche in der Rosenthaler Vorstadt bis hin zum Gesundbrunnen, blieb ihm durch die Gemeinde versagt. Er wurde Hilfsprediger an der Luisenstädtischen Gemeinde und abermals „Stubenprediger“. Sein Urteil über die Berliner: „Sie sind commode; ... sie lassen sich Christum ins Haus und in die Stube tragen ... hören gern zu wie ein Athener ... es ist hier, wenn ich so sagen darf, viel Berliner Blau, und das wird schwer halten, himmelblau daraus zu machen ...“ Zu denen, die Gossner schätzten, gehörte der Fürst Bismarck, der seinen ältesten Sohn Herbert von Gossner taufen ließ.

Eine eigene Mission

Mit der Berliner Stadtmission, die es heute ebenso noch gibt (und mit „Gossners“ in Friedenau, Handjerystraße 19, unter einem Dach ist) bekam er alsbald Ärger, obwohl er zu ihrem Vorstand gehörte. Er möchte nicht einsehen, daß sie ein eigenes Haus haben wollte: „Wenn wir jetzt anfangen, Aufwand für bloße Organisation zu treiben ... werden nach und nach Verwaltung, Satzungen und Formelkram, Missionskonferenzen und internationale Treffen das eigentliche Anliegen überwuchern und in den Hintergrund drängen.“

Er begann mit seiner eigenen Mission, als 1836 sechs Missionswillige zu ihm kamen. Er ließ sie testweise erst geschlagene zwei Stun-

den beten und sandte sie dann aus. Bald waren es viele, die nach Afrika, Asien, Amerika zum Missionieren gingen. Das alles ohne Bezahlung. Sie sollten leben wie die, die sie missionieren sollten. Unter vielen Büchern, die Gossner schrieb, erlangte „Das Herz des Menschen“ geradezu biblische Auflagen. Inzwischen sind es in 35 Auflagen 520 000 Exemplare und zwar in diesen Sprachen: Deutsch, Russisch, Ost- und West-Armenisch, Türkisch, Arabisch, Amharisch, Hebräisch, drei westafrikanische und vier südindische Sprachen, sieben nordindische Sprachen, Turksprache, Finnisch, Norwegisch und Chinesisch. Das zwar im letzten Jahr erneut aufgelegte Buch ist für heutiges Empfinden fremd, reizte aber den Klaus-Wagenbach-Verlag in Berlin, eine Grafik daraus für linken Schabernack im „Kursbuch“ umzufunktionieren.

Das ehemalige Missionsfeld Gossners in Nordindien bekam die Bezeichnung „German Church“. Und als das 1918 so nicht mehr ging, wurde es „Gossner Kirche“ genannt, wie sie bis zum heutigen Tage heißt.

Die Gossner Mission ist die einzige, die heute einen Staatsvertrag mit einem Land der dritten Welt hat, nämlich mit Zambia. Heute betreibt die Mission keine reine Wortverkündigung, sondern gibt praktische Hilfe. Bei der Regierung in Zambia ist ein Gossner-Vertreter ständig akkreditiert, und die Gossner Mission hat staatsvertraglich in Zambia die Aufgabe übernommen, im Süden der Republik eine Regional-Entwicklung voranzutreiben. Und in bester Gossner-Tradition sind in der Mission mehrere Konfessionen beteiligt, Reformierte, Lutheraner und Quäker und in absehbarer Zeit auch Katholiken.

Ekkehard Schwerk

Unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Freund hat uns plötzlich verlassen.

Dr. jur. Paul Hoffmann

Regierungspräsident a. D., Königsberg in Pr.
geb. 17. 12. 1900 gest. 11. 12. 1973

Er war vielen ein treuer Freund und hat manchen Menschen Gutes getan.

Dr. Joachim Hoffmann
und Frau Dietlinde

Christa Reißmann geb. Hoffmann
Wolf Hoffmann

Dr. Albrecht Hoffmann
und Frau Heidrun

Bernd Haberland
und Frau Susanne geb. Hoffmann
und 9 Enkel

Dr. Ursula Wagner

1 Berlin 19
Marienburger Allee 20

Die Trauerfeier findet am Donnerstag, dem 20. Dezember 1973, um 11.00 Uhr in der St.-Annen-Kirche, Berlin 33, Königin-Luise-Straße, Ecke Pacelli-Allee, statt.

am 25. November 1973
an lieber Schwiegervater

nnow

s.

der Trauer
men aller Angehörigen
Lehmpfuhl

Freitag, dem 21. 12. 1973,
Berlin 61, Columbiadamm

nbarung 21, Vers 4/5

lensträger

Fett

Dora Fett

Gudrun Golz

geb. Hirtes

* 5. 12. 1930 † 9. 12. 1973

Es trauern um sie

Beate

Geraldine

Bettina

alle Angehörigen

1 Berlin 37 Dr. med. Gerhard Golz

Es war uns ein Trost zu erfahren, wieviel Freundschaft, Zuneigung und Wertschätzung meinem lieben Mann, unserem guten Vater und Opa

Franz Blokkus

anlässlich seines Heimganges zuteil wurde. Wir sprechen allen, die mit Worten, Blumen oder durch Geleit seiner gedachten, unseren tiefempfundenen Dank aus.

Berlin 41, im Dezember 1973

Charlotte Blokkus
und Kinder

Von ganzem Herzen danken wir allen, die meinen lieben Mann, unseren guten Vater auf seinem letzten Wege geleiteten, ihn durch anerkennende Worte ehrten, so schöne Kränze und Blumen spendeten und durch tröstliche Briefe ihre aufrichtige Anteilnahme an unserem Schmerz bekundeten.

Anne-Dorchen Kallmann
und Kinder

Berlin 45, im Dezember 1973

Aufgebot

Frau Hertha Käpernick, geb. Leyke,
Hausfrau in 1 Berlin 62, Kurfsteiner Str. 7,
hat beantragt, ihren verschollenen Bruder, Herrn Günther Maximilian Leyke,

Vom Geiste bewegt

12. Johannes Evangelista Gossner (1773–1858) — ein „Vater in Christus“

Am 14. Dezember feiern das Elisabeth-Krankenhaus in Berlin, die Gossner-Mission in Ost- und Westberlin und Mainz und die evangelisch-lutherische Gossnerkirche in Indien den 200. Geburtstag ihres Gründers: des „Vaters Gossner“, wie er allgemein genannt wird. „Vater Gossner“: das ist der ehemals römisch-katholische Priester und spätere evangelische Pfarrer Johannes Evangelista Gossner an der Böhmischt-lutherischen Bethlehemskirche in Berlin. Man lasse sich aber durch sein Altersbild nicht täuschen, das ihn als guten, alten Mann, das Samtkäppchen ins Silberhaar gedrückt und mit gütig-freundlichem Ausdruck in einen Armsessel zurückgelehnt, darstellt. Gossner, aus dem bayerischen Schwaben gebürtig, kann heftig, ja „saugrob“ werden wie Luther, wenn es sich um eine für ihn unabdingbare Sache handelt. So schreibt einer seiner intimsten Freunde — Spittler, der Mitbegründer der Basler Mission — über ihn: „Gossners cholerisches Temperament, wenn es derb aus ihm herausfuhr, äußerte sich dageben so genial, als innig-zärtlich, daß man ihm nicht zürnen konnte, wenn man ihn in seiner Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte.“ Eigentümlich verläuft auch sein Lebenslauf: am 14. 12. 1773 (in dem Jahr, als der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde) als Bauersohn von streng-katholischen Eltern in Hauen geboren. Besuch des Gymnasiums in Augsburg, Studium der katholischen Theologie in Dillingen und Ingolstadt, Priesterweihe am 9. 10. 1796, Kaplan in Stoffenried, Neuburg a. d. Kammel, Seeg und zuletzt Domkaplan in Augsburg. Soweit verläuft seine Lebenskurve normal; in Neuburg aber (1797/98) schnellt sie fieberhaft steil in die Höhe und signalisiert eine radikale Lebenswende: Gossner hat sich der sog. „Allgäuer Erweckungsbewegung“ angeschlossen, die sich über das ganze südwestliche Bayern, getragen von Laien und Priestern, ausgetragen hat.

Die „Allgäuer Erweckungsbewegung“

In der „Allgäuer Erweckungsbewegung“ geschieht manches Eigentümliche. Da wird ein Pfarrer durch sein Gemeindemitglied, eine Bauernfrau auf ihrem Sterbelager, bekehrt, als sie gesteht: Wenn sie sich auf ihr frommes und tugendhaftes Leben verlassen wollte, wäre sie verloren; sie setze aber ihr Vertrauen auf den für sie gekreuzigten und auferstandenen Christus. Der Pfarrer heißt Martin Boos und wird das Haupt der Bewegung. Eine schlichte, aber geistbegabte Magd sagt einem Bischof ins Gesicht: „Du hast nur die Wassertaufe des Johannes, aber nicht die Feuertaufe Christi.“ Der Bischof fühlt sich nicht verletzt, sondern getroffen und wird der Schirmherr der Bewegung, von der er sich freilich später distanziert: Michael Sailer. Kapläne lernen erst in der Seelsorge den lebendigen Christus kennen; im Theologie-Studium war von dem Christus, wie ihn die Schrift versteht, nicht die Rede. Martin Boos wird wegen der Lösung der Erweckten: „Christus für uns und in uns“ von der Kirchenbehörde, hinter der die Ex-Jesuiten stehen, der „Aftermystik“ beschuldigt, zu 6 Monaten Priestergefängnis verurteilt und zuletzt aus Bayern ausgewiesen. Aus der Haft schreibt er Briefe, die von Hand zu Hand

gehen — unter Decknamen, um die Empfänger vor den Gegnern zu schützen, die fast mit Gestapo-Methoden arbeiten. Einen Brief unter dem Decknamen „Bartimäus“, dem Namen jenes blinden Bettlers vor Jericho, den Jesus heilt, erhält der Kaplan von Neuburg: Gossner. Über dem Lesen des Briefes wird er selbst sehend. So könnte man fortfahren. Aber die „Allgäuer Erweckungsbewegung“ ist mehr als eine Sammlung von Bekehrungsgeschichten: Sie ist der Durchbruch der biblischen Gemeindefrömmigkeit durch die eiserne Klammer, mit der eine bibelfremde Weltanschauung beide Kirchen, die katholische und die evangelische, gefangen hält. Die damals das ganze Geistesleben beherrschende Weltanschauung der Vernunftgläubigkeit (Rationalismus) hat auch den christlichen Glauben verformt. Eine von den vielen Anpassungstheologien, die seit Aaron, dem Vater aller Anpassungstheologien, das alt- und neutestamentliche Gottesvolk heimesucht haben, leistet gefällige Beihilfe. Nur was vernünftig ist, ist glaubhaft. So wird der in der Bibel geoffenbarte, lebendige Gott verwandelt in eine Gottesidee, Christus wird zum Moralprediger, und an die Stelle des Heiligen Geistes tritt (gemäß der Formel: Geist gleich Geist) die vergöttlichte menschliche Vernunft. Der Mensch fragt, der Mensch antwortet.

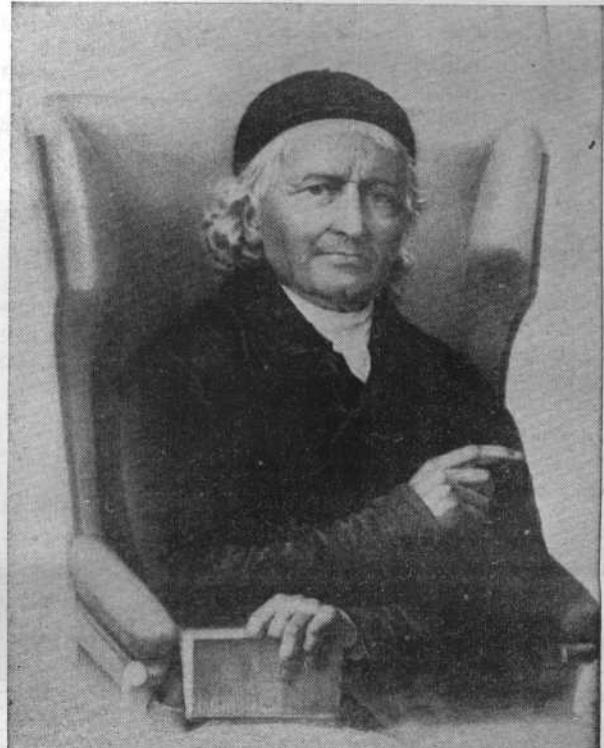
Der Vergleich mit der jüngsten Erweckungsbewegung, in der zwar nicht die Einzelperson oder eine Gruppe von Personen, sondern die Kirche selbst erweckt wird, liegt nahe: die „Bekennende Kirche“ in der Zeit des Nationalsozialismus. Auch dieser versuchte mit seiner Rassenideologie die Kirche umzufunktionieren. Dabei kam ihm eine ihm hörige Anpassungstheologie aus dem Raum der Kirche selbst zur Hilfe.

Bei einer Geschichtsschreibung über beide

Glaubensbewegungen treten leicht die führenden Männer und Frauen mit bekannten Namen in den Blickpunkt: kompromißlose oder kompromißbereite, besonnene und unbesonnene, wagemutige oder kleinmütige, opferscheue und opferbereite bis zum letzten. Man kann sie rechtfertigen, rühmen, kritisieren oder ganz ablehnen. Aber dies alles wird höchst uninteressant, wenn man Glaubensgeschichte schreibt, wie sie der Bibel gemäß ist. Da ist z. B. jene Geschichte vom Priester und offiziellen Hüter des Heiligtums Eli und seinem Novizen Samuel. Über ihre Zeit heißt es in der Schrift (1. Samuel 3,1–12): „Des Herrn Wort war teuer zu derselben Zeit, und war wenig Weissagung.“ Aber dann ruft Gott plötzlich in der Nacht — nicht Eli — sondern den jungen Samuel. Der mißversteht, des lebendigen Gotteswortes entwöhnt, Gottes Stimme als Menschenstimme. Als er aber endlich antwortet: „Rede, Herr, Dein Knecht hört“, da redet Gott gewaltig in Gericht und Gnade. Sein Wort — nicht ein Mensch — wird erweckt, es wird lebendig, geschichtsmäßig, aktuell. Selten ist so christozentrisch und zugleich zeitnahe gepredigt worden wie damals in der „Bekennenden Kirche“. Das geht als unverlierbarer Ertrag in die Substanz der Kirche ein und wirkt fort.

Wer aber die Ernte der „Allgäuer Erweckungsbewegung“ einbringt, ist Gossner. Auch er wird von einem geistlichen Gericht (Augsburg 1803) verurteilt und mit Priestergefängnis bestraft.

Inzwischen hat auch die katholische Kirche ihr Urteil revidiert. So schreibt Pater H. Dussler über die „Allgäuer Erweckungsbewegung“: „Jene neupietistische Strömung, als ‘Aftermystik’ angeprangert, ergoß sich in die Schweiz, nach Bayern, Norddeutschland bis weiter nach Rußland, wo sie im Zaren Alexander I. und seiner Heiligen Alliance sichtbar in die Geschichte eingegriffen hat. So wird sie ein Beispiel dafür, wie solche unter dem Boden des öffentlichen Kultus verdeckt fließende Wasser die religiösen Kräfte immer wieder von unten her neu beleben.“



Joh. Ev. Gossner

Foto: Gossner-Mission, Berlin

Ein turbulentes Leben

Schweiz, Bayern, Norddeutschland, Rußland: damit werden die Fußstapfen in Gossners Lebenslauf nachgezeichnet, dessen Kurve immer turbulenter wird.

Während eines Besuches in der Schweiz vertreibt der katholische Priester Gossner in Basel den Sekretär der Christentumsgesellschaft, eines evangelischen Glaubenswerks, und schließt mit dem reformierten Basel eine Freundschaft fürs Leben. In Bayern greift die große Politik in das Leben Gossners ein; ihr Griff wird ihn nicht mehr loslassen. Das Bistum Augsburg kommt an das mit Frankreich verbündete Königreich Bayern, und dessen freigeistiger Minister Montgelas nimmt sich aller an, die bisher von der Kirche verfolgt wurden. So erhält Gossner eine der besten Pfarrstellen des Landes, Dirlewang (1803–1811), und wird später Benefiziat an der Frauenkirche in München. Und jetzt predigt Gossner das reine Evangelium mit solch vollem Klang, wie es im katholischen Bayern seit der Reformation nicht mehr gehört worden ist. In München übersetzt Gossner das Neue Testament für das katholische Volk; es findet reißenden Absatz. Hier entsteht auch das drastische „Herzbüchlein“ Gossners, das nach und nach in 26 Sprachen übersetzt worden ist. Doch dann wird der verhaftete Minister von der romhorigen, reaktionären Partei gestürzt, und Gossner stürzt mit ihm. Er wird für immer aus seiner Heimat vertrieben. Nach einer Unterbrechung in Düsseldorf, wo er als Religionslehrer tätig ist, folgt er einem Ruf des Zaren nach Petersburg. Hier findet er eine Gemeinde nach seinem Herzen, wie er selbst schreibt: „aus allen Nationen, Konfessionen und Religionen“, selbst Juden und Moslems. Die russische Kirche scheint sich dem Evangelium öffnen zu wollen. Auch die große Erweckungsbewegung in Finnland geht auf drei von vier Strömen auf die Wirksamkeit Gossners in Petersburg zurück. Aber schon fällt der Schatten Metternichs, des „Dämons von Österreich“, der die reaktionäre Politik Europas lenkt, auf Gossner. Er fordert Gossners Entfernung, und der fromme, aber schwache Zar weist Gossner auch aus Rußland aus. Nach Deutschland zurückgekehrt, ist er politisch und kirchlich heimatlos geworden.

Während des folgenden „Vagabundenlebens“ (1824–1829), wie Gossner es nennt, und als „Stubenprediger“ reist er hin und her von Altona, wo er die erste deutsche Diakonisse Amalie Sieveking berät und segnet, nach Leipzig, Schlesien, Berlin und Pommern. In Leipzig setzt er seine Arbeit als Schriftsteller fort. Er schreibt für die Hausandacht sein „Schatzkästchen“ und eine Predigtsammlung, „Die Hauskanzel“. Später erscheint eine Zeitschrift für das christliche Haus „Der christliche Hausfreund“ und ein Missionsblatt. Aber das wichtigste Werk ist sein Kommentar zum Neuen Testament. Als ein Besucher das Handexemplar des Professors Frey in Bethel verwundert einsieht – Seite auf Seite mit dem Bleistift durchgearbeitet – bemerkt der bekannte Bibelausleger lächelnd: „Ja, Gossner ist für mich der Vater der pneumatischen Schriftauslegung.“ Gossners ganzes Schrifttum ist Verkündigung und Dienst am Wort. Würde man ihm heute das vieldiskutierte Problem der leeren Kirchen vorlegen, so würde seine Antwort lauten: „Verkündigt aus gelebtem Glauben den lebendigen Christus, und die leeren Kirchen werden sich füllen.“

Eigentlich ist für Gossner und seine Zeit der geheimnisvolle Kontakt zwischen den Gleichgläubigen über alle nationalen und konfessionellen Grenzen hinweg – ohne die heutigen technischen Verkehrs- und Kommunikationsmittel. Es spricht und schreibt sich herum, wer Gossner ist und was er geben kann. So öffnet sich für ihn die Tür zu den Häusern und Herrensitzen des preußischen Adels und Hochadels in Schlesien, Berlin und Pommern. Kaum ist er angereist, muß er in einer Abendandacht einen Text auslegen, oft improvisiert, aber stets lebendig. Mit der Brüdergemeine ist er seit jeher innig verbunden. Seine Missionare überläßt er einem schottischen Presbyterianer für Australien, einem Reformierten in Holland für Indonesien, einem englischen Baptisten für Indien, freilich mit der Weisung: Er dürfe sie mit dem Heiligen Geist taufen, so viel er wolle, nur nicht mit Wasser. Wegen der Aussendung von Missionaren zu den deutschen Auswanderern in Amerika führte er einen Briefwechsel mit den Anglikanern. So lebt Gossner gewissermaßen in einer privaten Ökumene, Jahrzehnte, bevor sich diese in Weltformat organisiert.

Vom Priester zum evangelischen Prediger

Was aber Gossner fehlt und braucht, ist eine Gemeinde; nur darum tritt er (1826) zur evangelischen Kirche über und wird an die Böhmischt-lutherische – nicht reformierte – Bethlehemskirche in Berlin berufen. Mit Recht; denn sein Glaube ist durch Zinendorf vermittelte lutherischer Glaube (Holsten, „J. E. Gossner, Glaube und Gemeinde“). Gossner ist Jahrzehnte lang einer der populärsten Prediger in Berlin. Zu seiner großen Personalgemeinde gehören Angehörige des kgl. Hofs, Gelehrte von Ruf, hohe und höchste Staatsbeamte und Offiziere; aber der Kern seiner Gemeinde setzt sich

aus schlichten Bürgern zusammen, meist Handwerkern und auch Arbeitern. Hier stellt Gossner unter Beweis, was alles aus einer lebendigen Gemeinde hervorgehen kann. Er sieht das Elend der wachsenden Großstadt und gründet von seiner Gemeinde aus Kinderwarteanstalten, das erste Diaconissen- und Krankenhaus in Berlin (1837) und die Gossner-Mission (1836). Er hat zu der alten Losung einen Satz hinzugefügt: „Christus durch uns“. Das ist der Glaube, der in der Liebe tätig ist, nicht jene christliche Liebe, von der eine progressive Theologie etwas schnippisch sagt: „Liebe ist Liebe“. Es ist eine uns fremde, empfangene Liebe, die Liebe Christi, ausgegossen in unser Herz durch Gottes Geist. So predigen die Missionare Gossners das Evangelium nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Tat. Sie sind Bildungs- und Entwicklungshelfer – noch ehe es diese Bezeichnung gab. In Indien haben sie ein ganzes Urvolk vom sozialen Untergang gerettet.

Am 30. März 1858 geht Gossner heim und wird auf dem Friedhof der Bethlehemsgemeinde neben dem Grabhügel seiner getreuen Haushälterin und Glaubensgefährtin Jutta Bauberger begraben. Sein Erbe ist bis heute lebendig: die Gossner-Mission in Westberlin mit der Gesamtverantwortung für sein Werk, in Ostberlin die Missionsarbeit in einer grundsätzlich nichtchristlichen Gesellschaftsstruktur und in Mainz die Mission an den Menschen in der Industrie (Urban- und Industrial Mission) in Afrika, Indien und Südamerika. Gossner ist auch heute wirklich der Vater Gossner. Und niemand hat das bildhafter ausgedrückt als der Präsident der indischen Gossner-Kirche, als er kurz nach dem Kriege Berlin und Gossners Grab besuchte: „Wie Vater Abraham hat Vater Gossner die junge indische Kirche in seinen Lenden getragen“. *D. Hans Lokies*

Rundfunk und Fernsehen

In Ergänzung unseres Rahmenplans (zuletzt abgedruckt in Nr. 42, Seite 6) weisen wir unsere Leser für die Woche vom 9. bis 15. Dezember 1973 noch auf folgende Sendungen besonders hin:

Sonntag, 9. Dezember 1973, 11.00 Uhr:

Ninive bleibt bestehen. Das Buch Jona und das Heil. Walter Strolz. (Südwestfunk. 2. Programm)

Sonntag, 9. Dezember 1973, 11.30 Uhr:

Politik und Meditation. Zu neuen Büchern von Gerhart Ebeling, Walter Jens, Paul Tillich und Christian Troebst. Hans Norbert Janowski. (Südwestfunk. 2. Programm)

Sonntag, 9. Dezember 1973, 18.00 Uhr:

De Adventu Domini. Der Advent in Musik und Wort. (II.). Geistliche Konzerte von Heinrich Schütz. (Südfunk 2)

Sonntag, 9. Dezember 1973, 19.15 Uhr:

Tagebuch aus der evangelischen Welt. (Zweites Deutsches Fernsehen)

Sonntag, 9. Dezember 1973, 23.05 Uhr:

Georg Friedrich Händel: Orgelkonzert op. 7, Nr. 5. Münchener Bach-Orchester; Solist und musikalische Leitung: Karl Richter. (Zweites Deutsches Fernsehen)

Donnerstag, 13. Dezember 1973, 16.30 Uhr:
Religiöse Früherziehung. Sendereihe von M. Leist und U. Beer. 4. Friede und Ge wissen. (Zweites Deutsches Fernsehen)

Gotteskasten

Hungernde in aller Welt – Hungernde Kinder: H. R. T. 30,-; A. G. St. 50,-. Christoffel Blindenmission: S. H. B. 30,-; L. H. E. 15,-. Licht im Osten: L. H. E. 10,-. Aussätzigen-Hilfe (Leprakranke Lambaré): L. H. E. 10,-; W. F. E. 20,-. Hilfswerk Riesi Sizilien: L. H. E. 10,-. Kinderdorf Kiriath Yearim: W. D. M. 30,-. Dürre- und Hungerkatastrophe in Afrika: A. H. A. 20,-.

Herzlichen Dank! Gaben erbeten an Gabenkonto des Stuttgarter Evang. Sonntagsblatts, Pfarrer Mack, Postscheckkonto Stuttgart 44 44-702 oder Württ. Landessparkasse Stuttgart 1001 018 788.

Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt. Herausgegeben von der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. – Schriftleitung: Pfarrer Fritz Mack, 7 Stuttgart 1, Theodor-Heuss-Str. 23, Fernruf 07 11 22 12 31. – Verlag: Evangelische Gemeindepresse GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbacherstr. 12 A, Postfach 841, Fernruf 60 57 46. – Anzeigen: Evangelische Gemeindepresse GmbH, Irmgard Reutter, 7 Stuttgart 1, Furtbacherstr. 12 A, Postfach 841, Fernruf 60 57 46, Postscheckkonto Stuttgart Nr. 9938-707; Girokasse Stuttgart Konto-Nr. 2 244 101. – Druck: SV-Druck Ruit. – Erscheint wöchentlich mit 2 Beilagen (Teilaufgabe) für Kirchengemeinden in Stuttgart. – Bezugspreis (inkl. 5,5 Prozent Mehrwertsteuer) mit Ortsbeilagen monatlich DM 1,56 zuzüglich DM 0,44 Agenturvergütung; bei Postbezug vierteljährlich DM 6,60, ins Ausland DM 7,50. – Nachdruck verboten. – Bearbeitung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte, Bilder und Bücher kann nicht gewährleistet werden. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. – Anzeigen lt. Preisliste Nr. 12.

Johannes Evangelista Gossner

zu seinem 200. Geburtstag am 14. Dezember

Am 14. und 15. Dezember wird man in Berlin des 200. Geburtstages Gossners in einer Reihe von besonderen Veranstaltungen gedenken.

Wenn Gossner gegen Ende seines Lebens sein Missionswerk „seinen Ostfriesen“ insonderheit anvertraut hat, dann ist das ein Zeichen dafür, daß er, wenn er auch selbst nie nach Ostfriesland gekommen ist, doch im großem Vertrauen mit uns Ostfriesen verbunden gewesen ist. Und auch heute noch ist umgekehrt bei vielen Ostfriesen eine starke Verbundenheit mit der Gossnermission zu spüren.

Das ist Grund genug für uns, daß auch wir an seinem 200. Geburtstag seiner in Dankbarkeit gedenken.

Vor Jahren, nämlich zur Jahrhundertfeier der Gossnerschen Mission im Jahre 1936, hat unser verehrter Alt-Missionsdirektor D. Lokies einen Vortrag über Gossner gehalten. Was er in der damaligen Zeit von Gossner sagt, ist auch heute ebenso aktuell.

Im Folgenden lesen wir die Ausführungen des damaligen Missionsdirektors.

Vortrag, gehalten von Missionsinspektor Lokies

Wir Gossner-Leute schämen uns nicht, zu bekennen daß die Gossnersche Mission heutz noch von Gossner lebt. Die werbende Kraft der Persönlichkeit Gossners ist heutz noch der stärkste menschliche Faktor für die Fortführung des Gossnerschen Missionswerkes. Gossner lebt, ja, er ist heutz vielleicht lebendiger als vor dreißig oder vierzig Jahren. Eine Zeit weltanschaulicher, kirchlicher und politischer Spannungen, wie wir sie heute durchleben, versteht Gossner besser und muß ihn besser verstehen als eine Zeit, die in gesättigter Stille dahinlebt; denn Gossner, der Zeuge und Bekannter eines biblischen Christusglaubens, war ein Kämpfer, voll innerer Spannungen. Vor dem Kriege war das Bild des alten Gossner weit verbreitet: friedlich im Lehnstuhl sitzend, ein Samtkäppchen im Silberhaar, mit mildem Lächeln und freundlichem Blick, den Finger — wie bei einem gütigen Schulmeister — mahnend erhoben. Das Jubiläum hat andere Bilder des jungen und alten Gossner ans Licht gezogen, die den willensstarken schwäbischen Bauernsohn zeigen, wie er wirklich war. Wir sehen da ein festes Kinn, eine kraftvolle Nase, eine eigenwillige Stirn. Über dem beredten Mund leuchten feurige und ernste Augen. Hin und wieder schimmert in ihnen auch ein weltüberlegener Humor. Gossner hatte so gar nichts Sentimentales an sich. Er konnte oft grob sein. Im Alter war er herb und erschien Außenstehenden sogar mürrisch und verschlossen: zeit seines Lebens ein einzigerischer, leidenschaftlicher Mensch.

Gossner ist ein Kämpfer gewesen. In seiner Jugend steht er im Kampfe gegen eine Weltanschauung, die damals das ganze Geistesleben Deutschlands und auch Gossners Denken beherrscht. Man gestatte, daß ich zu diesem Punkte ausführlicher spreche und frage: Was ist das für eine Weltanschauung gewesen? Der europäische Mensch hat damals (wie so oft) wieder einmal eine Seite seines Wesens neu entdeckt: die Vernunft (lateinisch: ratio). Das ganze 18. Jahrhundert ist von dieser Entdeckung angefüllt. Man begeistert und berauscht sich an ihr. Fortan kann man nichts mehr denken, fühlen und wollen, ohne sich auf



sie zu beziehen. Alles sieht man durch das farbige Glas dieser Weltanschauung. Man läßt nur gelten, was vernünftig und vernünftig ist. So wird in jedem Zeitalter der Vernunft (des Rationalismus) das ganze Leben nach dem Maßstab der Vernunft neu geordnet und geregelt, und solange das geschieht, solange die Vernunft als Maßstab angelegt wird an den Menschen und an menschliche Verhältnisse, ist auch vom Standpunkt des Christusglaubens nichts dagegen einzuwenden. So kommt z.B. damals in der Landwirtschaft die Stallfütterung auf, man läßt das Vieh nicht mehr bis in den Winter hinein auf der Weide, sondern füttert es schon frühzeitig im Stall. Was hätte gegen diese vernünftige, rationellere Wirtschaftsweise der Christusglaube einzuwenden gehabt?

Aber bald überschreitet jene Weltanschauung der Vernunft die ihr gesetzte

Grenze. Sie legt die Vernunft als Maßstab an — auch an Gott und die Gottesoffenbarung in der Bibel. Man will auch in der Bibel und im Gesangbuch nur gelten lassen, was vernünftig ist und deutet z. B. die Wunder Jesu natürlich, leugnet aus Gründen der Vernunft insbesondere das Wunder aller Wunder: die Auferstehung Jesu Christi. So kommt es, daß das biblische Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen wohl durch zwei Menschenalter auf allen Kanzeln und Kathedralen Deutschlands verstummt. Es liegt verschüttet unter dem Sandsturm einer Weltanschauung, deren feiner Staub alle Poren des deutschen Geisteslebens unmerklich verstopft und die Offenbarungstatsachen der Bibel zudeckt. Man ist dabei nicht gottlos, nein — keineswegs, sondern durchaus gottgläubig, nur nicht im Sinne des „unvernünftigen“ biblischen Gottesglaubens, sondern einer allgemeinen vernünftigen Religiosität. So verwandelt sich unter dem Einfluß der damaligen Weltanschauung im Bewußtsein der Zeitgenossen der lebendige Gott der Bibel in einen Gottesbegriff. „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“: das find die Vorstellungen und sittlichen Forderungen jener von der Bibel gelösten Vernunftreligion, die mit dem wahren Christentum nichts mehr, wohl aber mit den heidnischen Religionen alles gemeinsam hat; wunderbar nur, daß

niemand merkt, wie sehr schon der Boden des Christentums verlassen ist. Es gibt nur sehr wenige kleine Kreise, die sogenannten „Stillen im Lande“, die zähe und stur am biblischen Gottesglauben festhalten. Sie werden als „Finsterlinge“ und „Dunkelmänner“ bezeichnet, während die Jünger der Vernunft als „Lichtfreunde“ gelten. Diese sehen in der Vernunft und nicht mehr im Worte Gottes das Mittel, mit dem sich Gott den Menschen offenbart. Diese Anschauung teilen damals mit wenigen Ausnahmen die Geistlichen sowohl der evangelischen wie der katholischen Kirche. Auch sie sind dem Bann der neuen Weltanschauung erlegen und glauben schon Evangelium verkündigt zu haben, wenn sie Vernünftiges predigen. So wird uns als eine Kuriosität aus jener Zeit berichtet, daß es damals Geistliche gab, die am Weihnachtsfest auf Grund des Textes von dem Kindlein im Stall zu Bethlehem nicht von der Liebe Gottes sprachen, die in JESUS Christus erschienen ist, sondern von dem Nutzen der Stallfütterung. Nun haben wir Christen — wie gesagt — nichts gegen die Stallfütterung, sie ist vernünftig und verdient, verbreitet und empfohlen zu werden; wohl haben wir uns als Christen mit aller Entschiedenheit dagegen zuwenden, wenn an die Stelle der Botschaft von dem Kindlein in der Krippe eine rationellere Wirtschaftsform, und sei sie noch so vernünftig, als Offenbarung gepredigt wird. Gott offenbart sich uns nicht ganz allgemein durch die menschliche Vernunft oder das Blut oder die Rasse, sondern durch das Wort Gottes: durch Christus.

Als Student ist Gossner Rationalist und blind für die Gegenwart Gottes in JESUS Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen HERRN. Da wird er als junger Kaplan in eine Erweckungsbewegung hineingezogen, die damals durch die katholische Kirche Bayerns geht und an die Namen eines Martin Boos und eines Bischofs Sailer geknüpft ist. Wie Schuppen fällt es von den Augen Gossners. Er wischt sich den Staub der Weltanschauung aus den Augen und wird an den „Christus für uns und in uns“ gläubig. Fortan hat sein Leben nur noch einen Sinn, für diesen Glauben Zeugnis abzulegen vor aller Welt.

Das bringt ihn zeitlebens in einen Gegensatz zu der offiziellen, staatsrechtlich anerkannten, organisierten Kirche. Als junger katholischer Priester wird er von seiner vorgesetzten Behörde, die unter dem heimlichen Einfluß des Jesuitenordens steht, wegen Irrlehre vor ein geistliches Gericht gestellt und zu acht Wochen Haft verurteilt. Fortan steht er in ständigem Kampfe mit Rom und der romhorigen Kirchenpartei seiner engeren Heimat. Man verbietet seine Schriften und treibt ihn von der Kanzel. Gewaltig ist der Zustrom seiner Zuhörer, sowohl in seiner ersten Pfarrei Dirlewang wie auch später in München. Bald aber macht sich der Einfluß seiner Feinde geltend. Man bespitzelt jeden, der sich zu Gossner hält. Seine Briefe werden geöffnet, so daß Gossner seine Post immer wieder an neue Deckadressen schicken lassen muß. Ihm bleibt nichts erspart. Er erlebt das Traurigste, was ein tapferer Bekannter JESU Christi erfahren kann: Verleugnung und Verrat im eigenen Freundeskreise. Bischof Sailer, der seinen Frieden mit Rom geschlossen hat, fällt ihm persönlich in den Rücken. Nur die Frauen halten ihm bis zuletzt die Treue; es ist das Krankenhaus der Elisabetheninnen, in dem er noch predigt, als ihm alle Kanzeln der bayerischen Hauptstadt verschlossen sind. So endet der Versuch, dem katholischen Volksteil Bayerns das lautere Evangelium zu verkündigen, der erste sei der Reformation und der letzte bis auf den heutigen Tag, damit, daß der unerschrockene und glaubensmütige Prediger des Evangeliums unter dem Druck kirchlicher Zwangsmaßnahmen seine Heimat verlassen muß — für immer! Gossner geht nach Düsseldorf und Petersburg. Hier darf er vier Jahre Gottes Wort mit Vollmacht sagen. Dann aber verbinden sich die römischen, griechisch-orthodoxen und evangelischen Kirchenbehörden Petersburgs und setzen gemeinsam beim Zaren Gossners Entfernung auch aus Russland durch. Eine Zeitlang irrt er, in der römischen

Kirche heimatlos geworden in Norddeutschland (Hamburg, Leipzig, Schlesien, Pommern) umher, schreibt sein Andachtsbuch „Das Schatzkästchen“, hält in den Gutshäusern des schlesischen und pommerschen Adels Bibelstunden, schreibt wieder Traktate, Predigten, Aufsätze u. a. bis er endlich seinen Übertritt zur evangelischen Kirche vollzieht und ein Pfarramt übernimmt: in der böhmisch-lutherischen Bethlehemskirche in Berlin. Aber auch hier findet er keinen Frieden mit der Kirche. Hat ihn in der römisch-katholischen Kirche die Machtpolitik der Bischöfe abgestoßen, so zerreißt ihn hier in der evangelischen Kirche ihr einseitig ausgeprägter Verwaltungscharakter. In der katholischen Kirche findet Gossner zuviel Politik, in der evangelischen Kirche dagegen zuviel Verwaltung. Was er sich wünscht, ist eine wahrhaft geistliche Kirchenleitung. Solange er lebt, geht dieser Wunsch ihm nicht in Erfüllung.

Zu diesem Kampf mit der offiziellen Kirche tritt endlich der Kampf mit der politischen Staatsgewalt hinzu. Schon in Bayern hat er unter dem Bündnis der römischen Kirchenpartei mit der bayerischen Staatspolitik hart zu leiden. Die Polizei beschlagnahmt seine Schriften in der Buchhandlung, die Polizei steht vor seinem Hause und schreibt jeden Münchener Bürger auf, der es noch wagt, sich zu Gossner und zu seiner Predigt zu bekennen. Das Wort seines Freundes und Mitkämpfers Martin Boos wird für Jahrzehnte seines Lebens kennzeichnend: „Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hinsollst.“ Über Europa ist die Zeit der politischen Reaktion gekommen. Der allgewaltige Staatsminister Österreichs, Fürst Metternich, will das Rad der Geschichte zurückdrehen: nicht nur bis hinter die französische Revolution, deren Ideen das dynastische Staatsgefüge Europas bedrohen, sondern noch weiter zurück — bis hinter die Reformation, angeblich, weil Luther und die lutherische Reformation letzten Endes die Quelle alles Unheils, das die europäische Kultur bedroht, darstellen. In den Augen einer solchen reaktionären Staatspolitik muß Gossner, der Zeuge des Evangeliums, zwar ohne Schuld, aber zwangsläufig in einem falschen Lichte erscheinen. Er, der an der Autorität der katholischen Kirche rüttelt, muß nicht nur unter ein kirchliches, sondern auch unter ein politisches Verdammungsurteil fallen. So wird denn Gossner von der Polizei verfolgt und schikaniert, nicht etwa als ein Bekannter seines Glaubens, sondern auch als ein politisch Verdächtiger. Er durchleidet das Los aller biblisch und bekenntmäßig eingestellten Christen, die ja niemals ganz in das Bett einer Weltkultur und in den Zwangsrahmen einer weltlichen Kulturpolitik hineinpassen, weil sie zu jenem Reiche gehören, das zwar in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt ist. In einer Zeit der politischen Revolution müssen sie, obwohl völlig unpolitisch, als politische Reaktionäre, in einer Zeit der politischen Reaktion, obwohl unpolitisch, als politische Revolutionäre erscheinen. Auch Gossner wird als „Demagoge“ verfolgt.

So schauen wir, wenn wir in Gossners Leben hineinblicken, in ein Leben voller Unruhe, voller Kampf und Verfolgung hinein. Und doch ist Gossner ein Mann des Friedens gewesen. Was er der Welt bringen wollte, war die Botschaft des Friedens, der höher ist als alle Vernunft, des Friedens, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, des Friedens, den wir bei aller Angst in der Welt in dem haben, der da gesagt hat: „Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Gossner war durch die Nebel einer ideenhaften Weltanschauung bis zu der Wirklichkeit Gottes in JESUS Christus und zu der Wirklichkeit des Reiches JESU Christi durchgestoßen, jenes wunderbaren Reiches, das als Gotteswelt in diese natürliche Welt hineingewachsen ist und weder durch eine rechtlich verfaßte, organisierte Kirche ganz dargestellt, noch durch staatliche Gewalten gerettet oder vernichtet werden kann. Aus den Kräften dieses Reiches lebte Gossner. Aus den Kräften dieses Reiches lebt sein Werk.

Schlußansprache von Landessup. Elster aus Ostfriesland

Bei der erwähnten Hunderjahrfeier der Gossnerischen Mission hat unser unvergessener Landessuperintendent Theodor Elster aus Riepe die Schlußansprache gehalten. Auch aus seinen Worten klingt deutlich heraus, was es um das Geheimnis der Person Goßners ist. Sie sind zugleich eine herzbewegende Mahnung an uns alle, dieses Erbe nicht leichtfertig zu vertun. Darum sollen sie nachstehend noch einmal auf uns zugebracht werden.

Sie sahen niemand denn JESum alleit. Matth. 17, 8 b

Dieses Wort steht in Verbindung mit der Verklärung unseres HERrn und Heilandes vor seinen drei Jüngern. Der „Verachtetste und Unwerteste“ hatte für Augenblicke die Herrlichkeit an sich genommen, die er bei dem Vater hatte, ehe die Welt war. „Hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen“, das ist das Echo dieser Herrlichkeitsoffenbarung bei den Jüngern. — Aber also kommt das Reich Gottes nicht. Es ist nur ein kurzer Blick in die ungeahnte Herrlichkeit gewesen. Die Türen schließen sich wieder. Der Mantel der Knechtsgestalt umgibt wie vordem den König aller Könige, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. — Es heißt: „Sie sahen niemand denn JESum allein“. Doch tragen sie eine Gewißheit in sich, dieser JESus ist wohl Mensch unter Menschen, aber er ist zugleich der Sohn vom Vater in Ewigkeit geboren. Sein ist die Herrlichkeit!

Wir haben in diesen Tagen von der Arbeit unserer Goßnerischen Mission gehört. Eine Geschichte von hundert Jahren. Das ist ein Stück JESusgeschichte wie alle Missionsgeschichte. Und da tritt uns beides entgegen: Knechtsgestalt und Herrlichkeit. Wir schauen heute zurück. Da war Erbärmlichkeit. Da war auch Herrlichkeit. Es war zu Zeiten erbärmliche Herrlichkeit und dann wieder herrliche Erbärmlichkeit. Was soll ich in dieser Stunde zum Abschluß dazu sagen?

Wieviele Jahre es her ist, kann ich nicht genau sagen. Es werden fünfundvierzig sein. In einem ostfriesischen Dorf wurde ein Missionsfest vorbereitet. Selbstverständlich wählte man dazu einen Werktag. Die äußeren Vorbereitungen übernahm die Jugend. Da war einer, der ließ es sich durch den Kopf gehen, ob er nicht auch etwas beitragen könnte. Ich versage es mir, ihn zu schildern als echten Ostfriesen nach seiner ganzen Art. Sein Entschluß war bald gefaßt. Der Dorfschmied mußte ihm starken, festen Eisendraht liefern. Mit seinen Händen zwang er das Eisen, und was sonst nur mit Schmiedehandwerkzeug möglich war, brachte er mit den Händen fertig. Dann verschaffte er sich zartes Grün von Buchsbaum. Mit einzigartiger Zartheit und Akkuratesse umwickelte er die Eisenschrift. Und dann befestigte er an dem Abend vor dem Fest das ganze Werk an der Kirchmauer auf dem weißen Hintergrunde. Was stand da der Festgemeinde zur Lehre, Verbesserung und Mahnung? „JESus allein!“ Noch heute ist das Eisen dasselbe. Nur das Grün muß von Zeit zu Zeit neu gewickelt werden. Der junge Mensch selber ist später ein Verkünder im Pfarramt geworden, und nun schaut er hoffentlich JESum in Herrlichkeit.

Diese Erinnerung gibt mir Anlaß, heute an den Schluß unserer Jahrhundertfeier dieses Wort zu stellen. Damit verbinde ich den Gedanken, JESus allein, das war ein Jahrhundert lang Sinn und Wille, Gesetz und Ordnung, Liebe, Glaube und Hoffnung der Gossnerischen Mission, wenn sie ihrer Aufgabe zu genügen suchte. JESus allein, daß ist nun bei der Jahrhundertfeier unser Gedanke und unser Wille. Ohne Ihn können wir nichts tun. Und die Zukunft des Gossnerischen Werkes möge ganz unter diesem Wort stehen, das ist unser Wunsch und unser Gebet.

Wir haben in diesen Tagen die Jahrhundertgeschichte der Gossnerischen Mission lebendig vor Augen gestellt bekommen. Allen voran steht das Lebensbild und -werk Johannes Evangelista Gossner deutlich vor

uns. Es kann nicht meine Aufgabe sein, das zu wiederholen oder zusammenzufassen. Nur eins sei noch einmal gesagt. An welchem Ort oder zu welcher Zeit auch immer wir in das Wesen, Wollen und Wirken dieses Mannes hineinsehen, eins wird unwiderruflich als wahr erwiesen: der Mann ließ sich von niemand leiten denn von JESus allein. Das beweisen seine Lebensschicksale. Dafür sind auch seine Werke, die ihm nachfolgen, deutlich redende Denkmäler. Genannt sei nur weniges: das Elisabethkrankenhaus, die Gossnerische Missionsgesellschaft und das Schatzkästlein. Das Zeugnis seiner Predigt, der Inhalt seiner Lieder, es ist nichts anderes als JESus allein.

Wie er, so haben auf ihre Weise auch seine Nachfolger im Amt an der Mission gestanden. Und neben ihnen sehen wir die Väter im Glauben, die die Heimarbeit mittragen durften im ersten Jahrhundert. Vor allen Dingen aber gedenken wir der treuen Missionare, ihrer Frauen und Gehilfen, die ihr Leben nicht teuer geachtet haben. Eine Reihe von ihnen umsteht des Lammes Thron. Namen will ich nicht nennen. Es sind manche, die ihr Leben im Schatten verbrachten und im Verborgenen ihre stille Arbeit taten. Die sollen heute neben den Großen, denen ein Name geschenkt ist, nicht zurückstehen. Aber sie alle hatten nur den Blick gerichtet auf JESum allein. Und die braunen Brüder und ihr Volk? Ihre Zeugnisse haben es in der Hunderjahrgeschichte bewiesen, um was es ihnen geht. Hellauf entlang am fünfundsechzigjährigen Jubiläum in Ranchi das „JESus für immer“ über den Festplatz. Von Ort zu Ort geht in Chota Raghur der JESusgruß und heuer am Jubiläumstage wird es dann laut erklingen: Jisu sahay. JESus war ein Jahrhundert lang Grund, Wille, Inhalt und Ziel des Glaubens der Väter daheim und draußen — die Wolke von Zeugen hält unseren Blick fest. Aber wir wollen nun doch auch nicht vergessen, daß wir in einer besonderen Feierstunde stehen. Da richtet sich ganz von selbst die Frage an uns. Wie steht ihr denn nun zu dem JESus? Wir hatten vorhin eine Reihe von Zeugnissen zur Arbeit der Mission gehört. Wir wollen nicht, daß nur von der Stellung der Alten die Rede sei. Wir wollen heute in unserer Festversammlung ein getrostes und freudiges Bekenntnis zur Arbeit abgeben. Dem Glauben der Väter wollen wir nachfolgen. Aber dieser Glaube war in der Liebe wirksam. Die Taten ihrer Liebe haben mit dem Glauben, der in ihnen war, Schritt gehalten. Da können und wollen wir von ihnen lernen.

Es mangelt gegenwärtig an Missionsliebe. Das empfinden wir alle. Nun kann man bekanntlich schwer andere ändern. Wir werden mit der Änderung bei uns selbst anfangen müssen. Das ist ein Teil der Bedeutung unseres Zusammenseins. Es steht vor uns allen als Lösung dieser Stunde das Wort „JESus allein“. Das Wort enthält unsere ganze Liebe. Damit ist ein klarer Abstand hergestellt zum eigenen „Ich“. Das ist das erste. Durch das Ich muß das Kreuz gezogen werden. „Ich“ muß sterben. Die neue Schrift muß lauten: I. Ch., d. i. JESus Christus. Das andere, das geschehen muß, ist dieses. Wir haben einen Abstand zu gewinnen von der Welt. Die Welt kann JESus und sein Werk nicht leiden. Wer es mit ihr hält, muß sich sagen lassen: „Ach, daß du kalt oder warm wärst“. Vollends aber ist mit dem leidigen Satan zu rechnen, der mit groß Macht und viel List, bald als brüllender Löwe, bald als Engel des Lichts, Menschen in seinen Bann zu ziehen versucht. Es ist notwendig, daß eine Missionsgemeinde diese fundamentalen und elementaren Dinge des Christenglaubens sieht und sich dabei klar wird, daß es heißen muß: JESus allein. Ich will keines andern sein! Von allen Bindungen werden wir uns zu lösen haben, um nur allein unserer Aufgabe gerecht werden zu können. Und das soll an diesem Jubiläumstage unser ernster Wille und Vorsatz sein. Er aber, der alle Dinge allein tun kann, schenke zu unserem Wollen das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Ihm sei Ehre, Volle Einsatzbereitschaft aber sei unsere Jubiläumsgabe. Der Grund aber ist: JESus allein.

Ein Jahrhundert ist abgeschlossen. Ein neues steigt herauf. Wir wissen allesamt nicht, was es uns, der Kir-

Die kleine Geschichte:

"Ich habe niemanden..."

Die alte Frau Brösig saß wieder einmal auf ihrer Lieblingsbank im Stadtwäldchen und hing ihren trüben Gedanken nach, die sich mit der Verbissenheit eines alten Starrkopfes alle um einen Punkt drehten: „Ich habe niemanden, der sich um mich kümmert! Ich bin einsam! Einsam und verlassen!” Und dann haderete sie mit ihrem Schicksal und frug immer wieder: „Warum gerade ich? Womit habe ich das verdient?”

In diesen Betrachtungen wurde sie durch eine bekannte Stimme gestört. Es war Frau Hell, mit der sie vor Jahren einmal Tür an Tür gewohnt hatte. Frau Hell grüßte freundlich, von dem unverhofften Wiedersehen sichtlich angenehm berührt. Frau Brösig dagegen erwiederte den Gruß nur zögernd, ließ sich aber dann doch herbei, Frau Hell aufzufordern, neben ihr Platz zu nehmen.

Eigentlich hatte sie ihre Nachbarin nie so recht leiden mögen. Frau Hell war zwar ebenfalls verwitwet, hatte aber Kinder und Enkel und war nie allein. Auch jetzt begann sie gleich von ihrer Ulli, ihrem jüngsten Enkel, zu erzählen. Grund genug für Frau Brösig, ihren Leidensspruch anzubringen. „Ja”, sagt sie, „Ihnen geht es gut! Sie sind nicht allein! Aber was soll ich sagen? Ich bin eine alte Frau, um die sich niemand kümmert! Niemand!” Und dann tat sie einen tiefen Seufzer, der erkennen ließ, wie sie sich doch selbst bedauerte.

Frau Hell aber schüttelte überrascht den Kopf: „Wie? Sie sind wirklich ganz allein? Sie haben niemanden...” An dieser Stelle unterbrach sie Frau Brösig und sagte mit mitleidheischender Stimme: „Ja, ganz allein! Ich habe wirklich niemanden, der sich um mich kümmert! Das ist wohl sehr traurig!” Dieser Meinung war auch Frau Hell, aber dann nach kurzer Überlegung, sagte sie: „Sie haben niemanden, der sich um Sie kümmert? Haben Sie auch niemanden, um den Sie sich kümmern?” Da wurde Frau Brösig aber richtig böse: „Das wäre ja noch schöner! Ich soll mich um jemanden kümmern? Ich bin doch eine alte Frau! Und Sie fragen, ob ich niemanden habe, um den ich mich kümmern könnte? Ja, wie meinen Sie denn das? Ich mich kümmern könnte? Ja, wie meinen Sie denn das? Ich habe mich mein ganzes Leben lang um niemanden gekümmert!” Dann stockte sie plötzlich, Das hätte

sie vielleicht doch nicht sagen sollen! Frau Hell hakte auch sofort ein: „Sie haben sich nie um jemanden gekümmert? Um gar niemanden? Und jetzt beklagen Sie sich, daß Sie einsam sind? Ja, wenn sich niemand um Sie kümmert, dann müssen eben Sie sich um jemanden kümmern. Dann werden Sie nicht mehr einsam sein! Haben Sie denn gar niemanden, um den Sie sich kümmern könnten?”

Frau Brösig wußte nicht, was sie zu diesen Worten sagen sollte. So hatte doch noch niemand mit ihr gesprochen. Ihr erstes Gefühl war, aufzustehen und empört davon zu gehen. Was bildete sich denn diese Frau Hell ein? Wie konnte sie so reden? Aber dann dachte sie zögernd, daß es natürlich schon so sein könnte. Sie hatte sich um niemanden gekümmert und jetzt kümmerte sich eben niemand um sie. Eine glatte Rechnung, die sie beunruhigte. Und neben ihr drängte Frau Hell: Denken Sie einmal nach! Noch ist es nicht zu spät! Vielleicht haben Sie doch jemanden, um den Sie sich kümmern könnten, der Sie braucht!”

Und tatsächlich begann Frau Brösig nachzudenken: Da wäre doch der alte Findesser, der im gleichen Haus im vierten Stock wohnt und so schwer gehbehindert ist, daß es ihm schwer fällt, die vier Treppen zu steigen. Vielleicht könnte sie ihm einige Besorgungen abnehmen. Sie war ja trotz ihres Alters noch gut zu Fuß!

Da war auch ihre unmittelbare Nachbarin, die Frau Frau Schwalbe. Mit vier Kindern! Seit dem Tode ihres Mannes war sie wieder berufstätig und die Kinder blieben sich viel, viel zu viel, selbst überlassen. Oft hatte es schon deswegen Krach gegeben, wenn die Kinder zu viel lärmten. Frau Brösig überlegte: Es wäre doch gut, wenn sich jemand um die Kinder kümmern würde. Doch dann wies sie diesen Gedanken gleich zurück: „Wieso denn ausgerechnet ich?” frug sie sich. Diese Frage hatte ihr der Teufel gestellt, aber ihr guter Engel gab ihr gleich die richtige Antwort ein und ließ Frau Brösig sagen: „Ja, gerade ich, weil ich Zeit habe und weil ich nicht mehr länger allein und einsam sein will”. „Ich muß nämlich nachhause”, erklärte sie der erstaunten Frau Hell, „meine Nachbarin hat vier Kinder, da muß ich mich doch etwas kümmern um sie, nicht wahr?”

Frau Hell sah ihr überrascht nach. „Ja!”, dachte sie, „es gibt immer jemanden, um den man sich kümmern muß!” Dabei ahnte sie gar nicht, wie sehr sie sich selbst eben jetzt um das seelische Gleichgewicht der Frau Brösig gekümmert hatte, die nun nicht mehr allein sein würde!

Hans Buresch

che JESU Christi auf Erden, was es der Gossnerschen Mission bringt. Unsere Wünsche müssen da zu Gebeten werden. Die legen wir nieder vor des Vaters Angesicht. Er will das Reich seines Gesalbten, Zweierlei aber wissen wir doch vom kommenden Jahrhundert. Im zweiten Psalm, dem messianischen, ist der Entschluß der HERREN dieser Welt klar zum Ausdruck gebracht. Der lautet: Lasset uns zerreißen ihre Bände und von uns werfen ihre Seile. Freilich steht dem gegenüber das „Aber ich“ des HERRN, der seinen König eingesetzt hat auf seinem Berg Zion. Dieses Eintreten Gottes ändert aber nichts an dem erpörerischen Sinnen der Machthaber dieser Welt. Das bleibt so, das ist so geblieben bis auf diesen Tag. Damit wird also die Gossnersche Mission im kommenden Jahrhundert zu rechnen haben. In mancherlei Gestalt wird ihr das begegnen. Wenn die Umstände, mit denen solch ein Kampf verbunden ist, manchmal so niederdrückend sind, daß die Arbeiter schier verzagen, so soll doch die Tatsache des Kampfes nur tröstlich sein. Es ist ein Zeichen, daß die Mission auf dem rechten Wege ist. „Zion, gib dich nur zu frieden!” Das andere aber ist ebenso gewiß. Wir schauen auf JESUS allein. Er ist der HERR der Mission. Er hat seinen Missionsbefehl gegeben. Der steht überall, wo JESUS steht. Er selber ist ja Mission. Noch niemals und

nirgends habe ich gehört, daß er seinen Missionsbefehl zurückgenommen hat. Er war und ist und bleibt bis zur Erfüllung. Dann geht dieser klare Befehl mit hinein ins zweite Jahrhundert: „Gehet hin in alle Welt...” Matth. 28, 18-20. Schaut die Gossnersche Mission in dem kommenden Jahrhundert auf JESUM allein, dann steht sie im Gehorsam gegen diesen seinen Befehl. Dem Gehorsam aber gehört die Verheißung! — Amen.

Kurznachrichten

Im November

fährt Missions-Inspektor Klaus Schwerk nach Zambia. Er wird mit der dortigen Regierung und mit unseren Mitarbeitern den Einsatz des Gossner Service Teams besprechen.

Dieter und Ingried Köphke

mit zwei Kindern sind Ende August von Zambia nach Deutschland zurückgekehrt. Sie waren drei Jahre lang im Auftrag der Gossner-Mission im Owembe-Tal tätig.